Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

R. Mielke

Das deutsche Dorf



Verlag von B. G. Teubner in Leipzig



Ein vollständiges Verzeichnis der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ befindet sich am Schluß dieses Bandes.

G 1000:807.

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
192. Bändchen

Das deutsche Dorf

Von
Robert Mielke

Mit 51 Abbildungen im Text



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1907



Vorwort.

Der Aufforderung seitens der Verlagsbuchhandlung, eine Schrift über „Das deutsche Dorf" zu verfassen, bin ich mit großer Freude nachgekommen. Allerdings hatte ich dabei die Schwierigkeit einer Aufgabe bedeutend unterschätzt, die bisher nur von Volkswirtschaftlern und wenigen Kunstschriftstellern bearbeitet worden war. In vielen Fällen war ich auf eigene Studien und Beobachtungen angewiesen, die ich auf Reisen in Deutschland seit mehr als einem Jahrzehnt gemacht hatte. Selbst einer alten Bauernfamilie entstammend, die vermutlich vor Jahrhunderten ihre westfälische Heimat verlassen hatte, um in der Ostmark eine neue Heimat zu finden, war mir die Welt des Dorfes längst vertraut, bevor ich mich mit ihr wissenschaftlich beschäftigte. Das gab mir den Mut, die Aufgabe zu vollenden, obwohl ich beim Vorschreiten überall auf den Mangel geeigneter Vorarbeiten stieß. Wer dies in Betracht zieht, wird auch die Schwächen nachsichtig beurteilen. Die Übersicht über die kleine benutzte Literatur, die sich nur auf selbständige Schriften bezieht, wird am besten bezeugen, daß die völlige Lösung einer solchen Aufgabe heute überhaupt noch nicht möglich ist.

Charlottenburg, den 31. Oktober 1907.

Robert Mielke.

Inhalt.

Die Anfänge und die Geschichte des deutschen Dorfes.

Alle Verhältnisse unserer Erde sind dem Wechsel unterworfen. Der Mensch selbst ist zumeist die treibende Kraft, welche im bewußten Vorwärtsdrange von alten zu neuen Zuständen strebt. Im Hintergrunde dieser unaufhörlichen Wandlungen steht aber die konservative Herrschaft der Landschaft. Was der einzelne aus Urväter Tagen als festen Kulturbesitz übernommen hat, verändert sich, sowie er den Fuß in eine anders geartete Umgebung lenkt. Bedingt das neue Land auch neue Wirtschaftsformen, dann können die Verhältnisse leicht zu großen Wandlungen in Lebensgewohnheiten, in der Sprache, selbst in der Denkungsart den Grund legen. Die norddeutsche Tiefebene, in der zum Teil noch Stämme sitzen, die ihre Wohnplätze seit geschichtlicher Zeit niemals gewechselt haben, gebiert andere Charaktere als die den Verkehr begünstigenden Berge Mitteldeutschlands oder die abgelegenen Täler der Hochalpen; das uralte Flachlandhaus wandelt sich um, sowie es im Berglande anderen räumlichen, wirtschaftlichen und baulichen Gesetzen folgen muß. Am augenfälligsten ist aber das deutsche Dorf in seiner politischen und äußeren Gestaltung beeinflußt von der heimatlichen Erde, welche die stammesartlichen und geschichtlichen Sonderentwicklungen zu festbestimmten Siedlungsformen festigen ließ.

Ununterbrochen nagen die Wellen der Ostsee an dem Küstensaum der mecklenburgisch-pommersch-preußischen Gebiete. Jahraus und jahrein — seit Jahrtausenden — spülen sie kleine Brocken in das Meer, und wer die furchtsame Phantasie dürrer theoretischer Berechnung besitzt, der kann in absehbarer Zeit vielleicht den Augenblick herbeikommen sehen, in dem die Ostsee ihre Fluten über die fruchtbaren Ackergefilde der Küstenländer dahin wälzen läßt. Glücklicherweise steht dieser vernichtenden Kraft auch eine ausgleichende in der langsamen — unendlich langsamen — Hebung

des Landes entgegen, welche den Landverlust an der einen durch Landgewinn an der anderen Stelle wieder aufhebt. Und doch könnte der Pessimist vielleicht recht behalten; denn noch haben die klassischen Völker die dunkle Sage erklingen hören, daß dort oben im fernen Norden eine große Flut ganze Länder verschlungen habe, eine Sage, die die erschreckte Phantasie mit den Cimbern= und Teutonenkriegen in Verbindung brachte, und die unter dem Namen der cimbrischen Flut die Legenden der Geschichtsschreiber mehrte. Sie hat in der Tat einen Kern, wenn auch das Ereignis selbst nicht mehr in den Gesichtskreis der klassischen Völker fiel; aber seine Nachwirkungen haben doch dazu beigetragen, den Norden Europas aus seiner stillen Entwicklung in das starke Fluten der europäischen Weltgeschehnisse hinauszudrängen. Die Völkerbrücke zwischen den südbaltischen Germanen und ihren skandinavischen Vettern ist durch diese Flut auf einen schmalen Verbindungsweg beschränkt worden, der noch durch Sümpfe und tiefe Meeresbuchten bedeutend eingeengt wurde. Eine weitere Folge dieser geographischen Veränderung war, daß die Entwicklung des deutschen Dorfes auf die große niederdeutsche Tiefebene mit ihren Dünen, Seen, Wäldern und Heiden gedrängt wurde, wo sich das älteste feststellbare Gebiet von der Ostseeküste, der Oder und Havel, dem Nordrand des Harzes, der Wasserscheide zwischen der unteren Elbe und Weser bis an die Nordsee erstreckte.

Es war kein Paradies im Sinne unserer südeuropäischen Berichterstatter, in dem sich die ersten Ansätze einer dörflichen Siedelung bildeten. Mit einem gewissen Mitleid spricht der Römer Tacitus, dem wir darüber eingehende Mitteilungen verdanken, noch im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von dem alten Germanien, dessen dunkle Wälder, reißende Ströme, Kälte und Stürme ihm und seinen Zeitgenossen wenig verlockend erschienen. Große zusammenhängende Wälder bedeckten es und bildeten ungezählte Jahrhunderte lang einen Schutzwall, hinter dem sich das Volk an den wenigen waldlosen Stellen, den breiten Stromtälern, einzelnen Hochebenen, den Nordküsten und bestimmten Lichtungen des norddeutschen Lößbodens niedergelassen hatte. Wann dies geschah, wird sich wie jeder Anfang einer Kultur nicht bestimmen lassen. Folgen wir den Pfaden, welche die vorgeschichtlichen Funde erschließen, dann rückt die Besiedelung selbst in die Steinzeit, d. h. in das vierte vorchristliche Jahrtausend hinauf, aus dem gewaltige Steinbauten wie das so=

genannte, allerdings erheblich spätere, Königsgrab von Seddin oder das Steindenkmal von Mellen (beide in der Prignitz) uns die Erzeugnisse gemeinsamer Arbeit in überzeugender Weise darlegen. Ein Volk, das solche Denkmäler in langer Arbeit errichtete, das weitausgedehnte, geschlechterlang benutzte Urnenfriedhöfe anlegte, konnte kein unbeständiges Nomadenleben geführt haben, wenn auch die Zeugnisse späterer Zeit dem zu widersprechen scheinen. Daß es Germanen waren, ist nicht erwiesen; aber immer mehr neigt die Wissenschaft dahin, ihnen diese Kulturwerke zuzusprechen. Begnügen wir uns damit und wenden wir uns den ältesten schriftlichen Berichten zu. Der Grieche Strabo, der um 60 v. Chr. geboren wurde und sehr wahrscheinlich einen älteren Berichterstatter ausschöpfte, schildert die Germanen allerdings als ein Nomadenvolk, wenn er von den Sueven sagt: „Allen Völkern dieses Landes ist die Leichtigkeit der Auswanderung gemein wegen der Einfachheit ihrer Lebensweise und weil sie nicht Äcker bauen und auch keinen Vorrat sammeln, sondern in Hütten wohnen und nur den täglichen Vorrat besitzen. Ihre meiste Nahrung nehmen sie vom Zuchtvieh, gleich den Wanderhirten, weshalb sie auch wie jene ihren Hausrat auf Wagen packen und sich mit ihren Viehherden hinwenden, wohin es ihnen gefällt.“ Was es mit dieser Leichtigkeit der Verlegung von Wohnhütten, von der wir übrigens auf der kurischen Nehrung noch Beispiele aus dem vorigen Jahrhundert vor Augen haben, für eine Bewandtnis hat, deutet uns sein Zeitgenosse Cäsar an, der das westliche Germanien zum Teil aus eigener — allerdings sehr unvollkommener — Anschauung kannte. „Niemand“, sagt er, „hat eine abgegrenzte Feldmark oder eigne Grundstücke, sondern die Obrigkeiten und Vorstände weisen jährlich den Stämmen und Verwandtschaften, die sich zusammenhalten, Felder, soviel und wie sie es immer gut finden, an und lassen sie im folgenden Jahre anderswohin ziehen. Für die Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens geben sie als Grund an: Es solle durch Vorliebe für bleibende Wohnstätten der Hang zum Kriege nicht in die Lust am Feldbau ausarten, man solle nicht bequeme Einrichtungen gegen Hitze und Kälte beim Bauen machen.“ Lassen wir diese immerhin auf schwachen Füßen stehende Erklärung beiseite, so offenbart uns der Bericht nicht nur den Feldbau selbst, sondern auch jene Fruchtwechselfolge, welche als charakteristische Erscheinung dem deutschen Ackerleben bis in das 19. Jahrhundert eigen war. Cäsar kannte

sie allerdings nicht und mißverstand darum ihren Kern. Es liegt aber nahe, diesen Wechsel von Fruchtbau und Brache, der eine lange Erfahrung voraussetzt, in eine entfernte Vorzeit zurückzuverlegen. Durch den Ackerbau oder, wenn man die Tatsachen an ihren Wurzeln zu erspähen sucht, durch den Pflug ist die Wandlung zu festerem politischen Gefüge eingeleitet worden, aus dem sich die schwellende überschüssige Volkskraft zu kräftigen Vorstößen organisierte. Mit dieser expansiven Bewegung wuchs im Innern des Landes naturgemäß das Bestreben, die Familie aus der Volksgesamtheit zu selbständigen Organen des öffentlichen Lebens herauszulösen. So erscheint denn als das wichtigste Ereignis dieser Frühzeit, daß sich aus dem allgemeinen Bodenbesitz das Grundeigentum bildete, mit dem die Siedelung erst im technischen Sinne ein Dorf wurde.

Beide genannten Schriftsteller sprechen von der Hofstatt, die möglicherweise noch der gemeinsamen Flur zugerechnet wurde, noch nicht als Sondereigentum, das sich aber — und darin scheint die Erklärung Cäsars über den Wechsel des Hauses begründet zu sein — langsam vorbereitete. Wenigstens haben wir in der zuverlässigen Nachricht des Tacitus über die germanische Ortsanlage den Beweis fester Siedelung, ja, mehr als das: wir ersehen, daß die in einem großen Teile Deutschlands übliche Anlage des Haufendorfes schon zu seiner Zeit feste Gewohnheit war. „Hier und da zerstreut, hausen sie weit voneinander, wie ihnen gerade eine Quelle, ein Feld, eine Waldung behagt. Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise an, daß die Gebäude aneinanderstoßen und zusammenhängen; jeder umgibt sein Haus ringsum mit einem freien Platze, entweder zum Schutze gegen Feuersgefahr oder vielleicht, weil sie des Bauens wenig kundig sind". Diese Beschreibung paßt ebensowohl auf die Einzelhöfe, welche wir noch heute im nordwestlichen Deutschland kennen, und welche uns höchst altertümlich anmuten, als auch auf die erwähnten Haufendörfer. Das Dorf ist also im ersten nachchristlichen Jahrhundert vorhanden; seine hervorragende Stellung im politischen Leben, die wir noch kennen lernen und die sich unbeirrt um sonstige Wandlungen bis in die Gegenwart erhalten hat, geht ebenfalls schon in diese Frühzeit zurück.

Das Wort Dorf selbst leitet auf den Begriff des Vielen, der Menge zurück und ist vermutlich mit dem lateinischen turba = Schar, Haufe sprachverwandt. Der Gote Wulfila gebraucht

in seiner Bibelübersetzung die Form thaurf = Dorf nur im Sinne eines angebauten Feldes — nicht als einen Hinweis auf eine geschlossene Häuseranlage, die ihm aus südeuropäischen Siedelungen bekannt war, und für die er das Wort baurgs = Burgen hat. Das Dorf ist also diesem ältesten deutschen Schriftsteller zunächst keineswegs eine Anlage von Hofstätten, für die er haimes = Heim anwendet, sondern ein unter Kultur befindlicher und einer politischen Genossenschaft, einer Sippe gehörender Teil des Siedelungslandes. Wir finden das Wort Dorf auch überall, wo Germanen längere Zeit gesessen hatten: im Englischen als dorp, im Schwedisch-Dänischen als torp, in Westfalen und Schleswig-Holstein als trup dem Bestimmungswort vieler Ortsnamen angehängt. Wie stark es im Sinne einer engeren, aus dem Sippenverbande hervorgegangenen Wohn- und landwirtschaftlichen Erwerbsgenossenschaft weiterlebt, bezeugen sprachliche Verbindungen wie das schweizerisch-schwäbische ze dorf gehen = zur Versammlung gehen oder nacht dorfen = zur Nacht versammeln u. a.

Früh schon ist der Urbegriff des Dorfes verdunkelt und schließlich beiseite geschoben worden durch die unmittelbare Beziehung auf die Örtlichkeit oder auf die Familie. Ja, es haben Gewohnheit und Stammessitte ganze Gruppen von Siedelungen durch bestimmte Beiwörter derart gekennzeichnet, daß man aus diesen Formen einzelne Zeitschichten und Wanderwege, vielleicht auch Stände, verfolgen kann. So weisen die vielen Ortsnamen auf ing oder ingen in Bayern, Schwaben, der Schweiz, Baden, Elsaß und der Pfalz, vereinzelt auch in Niedersachsen und Franken, die in Hessen und Thüringen in ungen umlauten, auf eine sehr frühe Zeit zurück, wenn sie auch erst in den Urkunden des 8. bis 11. Jahrhunderts auftauchen; sie besagen aber, daß die mit ihnen benannten älteren Ortschaften einer Person oder einer Sippe zugehörig waren. Dieses einzigartige Sprachdenkmal schildert uns in greifbarer Deutlichkeit, daß die Anlage solcher Siedelungen von einer Familie in die Hand genommen wurde. Damit verdichtet sich der politische Hintergrund, vor dem das thaurf entstand, zu dem Anfange staatlicher Bildung, gegen den andere uralte Grundworte wie burg und berg zu örtlicher und eingeschränkter Bedeutung zusammenschrumpfen. Aus diesen dunklen Anfangszuständen, die blitzgleich durch das eine Wort erhellt werden, treten aber noch andere sprachliche Formen deutlich heraus,

von denen heim in unmittelbarem Gefolge der fränkischen Wanderungen erscheint. Wie die Ingen-Dörfer nur spärlich in dem alten Volkslande zwischen Weser und Elbe vorkommen und damit bezeugen, daß sie erst durch die wandernden Stämme in den eroberten Gebieten angelegt wurden, so sind die Dörfer, welche auf heim endigen, durch die siedelnden Franken verbreitet worden. Ja, es scheint, als ob selbst noch andere bestimmende Einflüsse bei diesen Namengebungen mitgewirkt hätten, wenn die Folgerungen berechtigt sind, daß mit ingen fränkische Herrensitze, mit heim aber Bauernansiedelungen bezeichnet worden wären. Jedenfalls liegt in dem auffallend gehäuften Vorkommen von Ortschaften mit diesen beiden Endungen ein Beweis starker kolonisatorischer Tätigkeit, die mit der Ausbreitungsbewegung der deutschen Stämme zusammenfällt. Ferner läßt sich vermuten, daß die Stämme, als sie kolonisierend in die römischen Gebiete drangen, die Dörfer mit ihren Familien besiedelten, daß die Nachkommen eines Sippenhauptes das von ihm in Besitz genommene Gebiet nach diesem benannten und sich dadurch familienrechtlich als Teilhaber einer Dorfgemeinschaft bekannten. Es laufen also in dieser Frühzeit oft familiengeschichtliche und ortsgeschichtliche Beziehungen durcheinander. Wie sehr das persönliche Ansehen des Ortsgründers überwog, zeigen die vielen Ortsnamen mit leben, die zumeist als Folge angelnscher Wanderungen auftauchen und auf leiba = Nachlaß, Erbe zurückgeführt werden. Andere sprachliche Spuren weisen wieder auf örtliche Verhältnisse hin wie die sehr alten Formen hof und büttel = Hof; lohe, lahe, lage = Wald; mar und mere = Sumpf; moor oder moos = Feld; hausen, stadt, stedt, stetten = Ort, da man rastet; a, ach und au = Wasser; bach und beck, born und brunnen; tal oder dal; hagen = das Gehegte; lar = Ort; affa = Wasser und viele andere, von denen nur noch das uralte wörde oder wurt = Hofstatt, Ausscheidung aus dem Gemeindeeigentum und das oberdeutsche wörth = Werder, Insel zu erwähnen sind.

Das deutsche Dorf geht also aus der Familie hervor; seine Schicksale werden von den gleichen Interessen der sich Nahestehenden getragen. Das ist der monumentale Anfang, mit dem wir die ersten Bildungen siedlerischer Art in der Dämmerung der Vorzeit erkennen. Es darf uns genug sein; denn damit legen wir zugleich den Zusammenhang dar, der das Dorf organisch mit der Frühentwicklung unseres Volkes verbindet, der es nicht aus

fremder Kultur herleiten läßt, sondern als heimische, land- und volksgeborene Schöpfung anzeigt.

So weltfern sich auch die erste seßhafte Entwicklung bei den Germanen vollzog — so weltfern, daß die Kunde ihrer Existenz sich nur als dunkle, märchenhafte Sage zu den älteren antiken Schriftstellern verlor — so war dieser Anfang doch energisch und straff genug, um auf den Ackerbau zu drängen. Aus der späteren Gestaltung, welche uns in den alten Volksgesetzen, den Weistümern und vor allem in der Einteilung der Feldflur eine zwar lückenhafte, aber immerhin ausreichende Kenntnis vermittelt, können wir auf ältere Zustände zurückschließen. Die wirtschaftliche Grundlage beruhte auf der Ausnutzung des einer Dorfgenossenschaft zur Verfügung stehenden Bodens, der sogenannten Mark mit der Maßgabe, daß ursprünglich alle Dorfgenossen gleiche Anteile erhielten. In den Stammesgesetzen, deren ältestes am Ende des 5. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung niedergeschrieben ist, das indessen viel ältere Gewohnheitsrechte einschließt, ist dies Bestreben nach Gleichheit aller Volksgenossen noch deutlich erkennbar. Nicht immer wird sich dies allgemein haben durchführen lassen; denn wo sich ein Bodenrecht mit festem Sondereigentum herausbildet, da ist auch der Anfang zur Ungleichheit schon sichergestellt, ja, es wird von einzelnen Forschern auch die Entstehung größerer Grundherren schon in diese Zeit zurückverlegt. In der Tat berichtet auch Tacitus, dem wir in diesem Punkte Glauben schenken dürfen, daß das Ackerland nach Rang und Vermögen verlost wurde; indessen ist diese Ungleichheit erst in den späteren Zeiten der Grundherrschaft von der Wirkung gewesen, daß sie auch die äußere Gestaltung beeinflußte und zwar — wie wir sehen werden — hauptsächlich bei der Besiedelung Ostdeutschlands.

Wie sah nun das Dorf beim Beginne unserer Zeitrechnung aus? Der Deutsche war nie ein Sumpfbewohner wie der Slave. Er legte sein weitschichtiges Dorf mit den zerstreuten Hütten auf trockenem Boden an, wie es uns Tacitus recht anschaulich schildert. Je nach den örtlichen Verhältnissen rückten diese Hütten wohl auch enger aneinander, ohne sich jedoch zu regelmäßigen Straßen zu formieren, mitunter so dicht, daß römische Augenzeugen von einer stadtähnlichen Anlage reden konnten wie von einer „Stadt“ der Bataver, die vermutlich aus Gründen der Verteidigung geschaffen worden war oder wie bei dem Hauptort der Chatten Mattium, wahrscheinlich dem jetzigen Dorfe Matten bei Fritzlar.

Besser als über das Ortsbild sind wir über die Häuser durch Tacitus unterrichtet, der sie zwar im Gegensatz zu den römischen Bauten als ungestalt und ohne Rücksicht auf Schönheit und freundliches Aussehen charakterisiert, aber doch ihre Bemalung mit einer reinen und glänzenden Erdart hervorhebt. Eine deutlichere Vorstellung erweckt eine Urne in Hausform, welche vor einigen Jahren bei Königsaue gefunden wurde und bei aller Vorsicht — die gerade den sogenannten Hausurnen gegenüber geboten ist — das Bild eines solchen Dorfhauses wiederzugeben scheint. (Abb. 1.) Wenigstens zeigt sie die beherrschende Stellung des großen Daches, die sowohl das altsächsische Haus noch heute kennzeichnet, als auch bei einzelnen, wirtschaftlichen Zwecken dienenden Dachhäusern Niedersachsens nachzuweisen ist. Unser Gewährsmann spricht daneben noch von „unterirdischen Höhlen, die sie oben mit einer starken Dungschicht belegen, als sichere Wohnung im Winter und ein Versteck für die Feldfrüchte". Auch sie sind in der Lüneburger Heide als sogenannte Rübenkeller zu finden, deren Erdplackendeckung dem Römer als Dung erschienen sein mag.

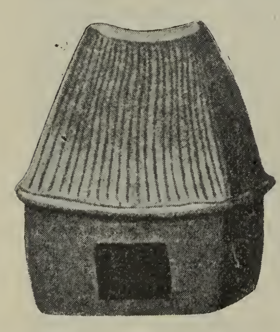


Abb. 1. Hausurne von Königsaue. (Aus Ranck, deutsches Bauernhaus.)

Deutlicher als das Haus erscheint die Flur, welche das andere wichtige Element in der äußeren Gestalt unserer Dörfer ist. Wenn wir die nachfolgende Schilderung lesen, so mutet sie wie eine Beschreibung aus dem 17. oder 18. Jahrhundert an, in denen eine so gekennzeichnete Wechselwirtschaft noch ganz allgemein gebräuchlich war. „Die Ländereien werden nach der Zahl der Bebauer von der Gesamtzahl abwechselnd in Gebrauch genommen und dann unter die einzelnen nach dem Range verteilt" . . . . „Alljährlich wechselt man mit dem Ackerlande, und es bleibt immer noch ein Teil brach liegen" (Tacitus). Das sind altbekannte Grundsätze unseres Dorflebens, die in dem Wechsel zwischen Anbau und Brache ein wirtschaftliches Steigerungselement erkannten. Angesichts dieser wohlüberlegten Disziplinierung des Ackerbaues ist die Annahme hinfällig, daß die Germanen, welche in den Gesichtskreis Cäsars und seiner Nachfolger traten, herumschweifende und nicht ackerbautreibende Nomaden gewesen seien. Wie man im allgemeinen die Theorie einer Kulturstufe: Nomade,

Viehzüchter und Ackerbauer aufgegeben hat, so wird der Nomadenzustand der Germanen um so mehr zur Fabel, je mehr die Wissenschaft ihren geistigen und realen Nachlaß prüft. Das eine ist mindestens gesichert: in Deutschland hat es nie einen Boden gegeben, der für eine Nomadenkultur die geeigneten Landgebiete geboten hätte. Selbst die zweifellos nachgewiesenen Tundrengebiete, welche zunächst in Frage kommen, sind verhältnismäßig klein. Etwas anderes, aber noch lange keine Nomadenwirtschaft ist es, wenn die Besiedelung des Landes nicht gleich planmäßig vor sich gegangen ist, wie wir es auch für Deutschland annehmen können.

In das anscheinend ruhige Leben unserer Vorfahren kam im ersten vorchristlichen Jahrhundert eine merkwürdige Unruhe und Bewegung, über deren Ursachen wir nur unvollkommen unterrichtet sind. Wahrscheinlich ging das Vorwärtsdrängen der Stämme von den im Herzen des damaligen Germanien sitzenden Sueven aus, welche vielleicht wieder von östlichen Völkerbewegungen geschoben wurden. In der Folge dieser Wanderungen vollzog sich eine vom Flachland in die Berggelände gerichtete Verschiebung eines Teiles der deutschen Stämme, die für die Entwicklung der ackerbaulichen Interessen von der größten Bedeutung wurde. Auf diesen Wanderungen lernten die Stämme eine andere weilerartige Siedelung bei den Kelten kennen, die von ihnen unterworfen oder verdrängt wurden. Auf dem eroberten Boden sind dann Dörfer nach heimischer Art angelegt worden, durch welche jene älteren weilerartigen Siedelungen vertilgt wurden. Jedenfalls haben die Stämme, welche die keltischen Gebiete im Westen und Süden besetzten und hier in dem bergigen Gelände eine wesentlich andere Umgebung gefunden, als sie sie in der Ebene gewohnt waren, ihre alte Dorfverfassung und ihre Flureinteilung beibehalten. Erst im späteren Verlaufe der Wanderungen, als sie das bereits in fester und hoher Kultur stehende Gebiet westlich des großen römischen Grenzwalles besetzten, bestanden sie nicht mehr beharrlich auf eine neue Aufteilung des Bodens, sondern ließen die Reste der von den Römern ausgebildeten Farm- oder Gutshofbesiedelung wenigstens in abgelegenen Gegenden bestehen.

Losgelöst von der niederdeutschen Ebene und bestrebt, sich in dem eroberten Lande zunächst häuslich einzurichten, sind die

kriegerischen Stämme wieder zu dem geworden, was sie vor der Wanderung waren: zu Bauern. In der Bebauung des Bodens lag ihre Stärke und ihre Freiheit. In demselben Grade aber, in dem der Wert des Geldes durch die Zerstörung der von den Römern in Deutschland geschaffenen Wirtschaftsverhältnisse sank, und die durch endlose Kriege erschöpften Länder nur noch ein kümmerliches Dasein gestatteten, in demselben Grade stieg auch der Wert des Bodens. Der Besitz von Land wurde ein erstrebenswertes Ziel der Großen, dem diese um so mehr nachjagen durften, als die Verhältnisse des verendenden römischen Reiches es ihnen geradezu darboten. Die verhängnisvolle Abkehr von der alten Bauernsitte zeigte sich bald. Je mehr Land sich in der Hand der Großen, besonders der fränkischen Könige, vereinte, um so mehr wurde dieser Landbesitz die Ursache für den Untergang der alten Volksfreiheiten und weiterhin zu einer anderen Gruppierung der Bauernschaften: durch das Lehnswesen wurde eine Scheidung eingeleitet zwischen den beruflichen Waffenträgern und den waffentragenden Gemeinfreien, die der Scholle treu geblieben waren, was sich in dem Dorfbilde durch die Entwicklung des einfachen Wohnhauses zu den Anfängen burgartiger Bauten äußerte.

Vergegenwärtigen wir uns nun nach diesen kurzen Andeutungen über die einschneidenden politischen Veränderungen das Aussehen eines Dorfes der Völkerwanderungszeit, so müssen wir uns die außerordentlich verschiedene Art des Gebietes vor Augen halten. In dem alten niederdeutschen Volkslande dürfte kaum eine Veränderung vor sich gegangen sein; doch hatte in den Berggeländen neben den natürlichen Einflüssen der veränderten Bodenformation auch das Vorbild der römischen Bauweise auf das Dorfbild eingewirkt. Neben der Bibelübersetzung des Bischofs Wulfila, die wir zum Teil schon gewertet haben, sind hier die Stammesgesetze von Wichtigkeit, weil sie die Bedürfnisse eines Bauernhofes sprachlich überliefern. Nach diesen Stammesgesetzen, die allerdings nicht in der alten Heimat, sondern in den eroberten Gebieten niedergeschrieben wurden, schließt das Dorf keineswegs nur Hütten und bescheidene Höfe ein. Wir finden fast durchgehends — bald mehr, bald weniger — das Bestreben, auch auf den Bauernhöfen Gebäude für mancherlei Bedürfnisse zu errichten. Wenn wir aus den Gesetzen der Alemannen, Bayern, Burgunden, Franken und Longobarden von Wohn- und Stallgebäuden, Scheunen,

Schweineställen, Kellern, Speichern, Stuben, die hier als Häuser aufgefaßt sind, Frauenhäusern und von zaunumgrenzten Obstgärten hören, wenn uns Dungstätten, Dreschtennen und selbst Weinberge genannt werden, dann muß das Dorf äußerlich ein wesentliches anderes Bild geboten haben als in der alten Heimat, in der das Dachhaus Mensch, Vieh und Korn vereinte wie noch heute in dem sächsischen Hause. Nicht alle diese Ausgestaltungen müssen auf römische Einflüsse zurückgeführt werden; den kräftigsten Anstoß dazu gab wohl die natürliche Beschaffenheit der neuen Gebiete, welche die Viehzucht zu Gunsten eines extensiven Ackerbaues zurücktreten ließen. Trotzdem blieb das Dorf im großen und ganzen bei der germanischen Grundanlage, weil die Überlieferung zu fest mit den Lebensbedingungen des Volkes zusammenhing. Allerdings konnte in einem alten Kulturlande, in dem sich die Bevölkerung vielfach in großen Städten zusammengedrängt hatte, die alte Hauswirtschaft, welche alle Tätigkeit nur für den eigenen Gebrauch einspannte, nicht mehr aufrecht erhalten werden; sie kam mehr und mehr dahin, die überschüssigen Erzeugnisse für den Handel zu verwerten. Damit war aber auch eine wirtschaftliche Entwicklung verbunden, welche durch den Übergang von der alten wilden Feldgraswirtschaft, d. h. dem Wechsel zwischen Kornbau und mehrjähriger Weide, zu der Dreifelderwirtschaft den Feldbau in ein neues Betriebssystem überleitete. Zwar wird diese Dreifelderwirtschaft, die das eine Drittel der Anbaufläche mit Sommerkorn, das andere mit Winterkorn bebauen ließ, während das dritte brach liegen blieb, um dann später in der Reihenfolge der Benutzung zu wechseln, erst 771 in der Schweiz erwähnt; es wird in seinen Anfängen aber wohl etwas früher anzusetzen sein. Wir dürfen auch vermuten, daß sich diese Wirtschaft mit der Befestigung des Privateigentums nach und nach herausgebildet hat, und daß sie zur Zeit Karls des Großen bereits verbreitet war. Er erwähnt sie in seinen Verordnungen seltsamerweise nicht, was wohl dadurch zu erklären ist, daß dieses System bereits allgemein und darum selbstverständlich war.

Wir kommen der Zeit immer näher, in der der Bauer seine alte Vollfreiheit fast vollständig verlor. Nur im alten Sachsenlande, in einzelnen Marschengebieten der Nordsee und in den Alpenländern erhielten sich Reste der freien Genossenschaften. Es war keineswegs im Sinne der Grundherren, gerade die Bauern zu schädigen — hat doch Karl der Große versucht, diese Ent-

wicklung aufzuhalten! — aber der Zug der Zeit drängte den Dörfler immer mehr zurück, weil sich ein gewaltiger Wechsel vorbereitete, der eine ganz andere ständische Gliederung nach sich zog. Bauern-, Krieger- und Beamtenstände bildeten sich; die Kirche, der Großadel und der fränkische König verstärkten ihren Landbesitz. Jetzt äußerte sich auch die Natur des Berglandes insofern verhängnisvoll, als hier die Landgüter höher im Werte standen als in dem alten Volkslande, und ferner dahin, daß in den ehemals römischen Provinzen die Abhängigkeit des Kolonen von einem Verwaltungsmittelpunkte für die fränkischen Grundherren vorbildlich und auf die germanische Bauernbevölkerung übertragen wurde.

Es liegt auf der Hand, daß eine so tiefgehende politische Veränderung auch auf die Gestalt der Siedelung zurückwirken mußte. Die Dörfer der fränkischen Zeit sind eben nicht nur Heimstätten von Bauerngeschlechtern, sondern auch solche von den Großgrundbesitzern, die andere wohnliche Bedürfnisse hatten als jene. Schon die altfränkische Sala, ein Haus mit allen für die Verteidigung notwendigen Vorkehrungen, drängte auf die Ausgestaltung zu einer vervollständigten Burganlage. So entwickelten sich vornehmlich in Westdeutschland die Einzelhöfe des Adels, die auf eigenem Grund und Boden — nicht auf genossenschaftlichem — standen oder in entfernteren Gemeindeländereien eingefriedet und dadurch aus der gemeinen Mark ausgeschieden waren, allmählich zu den späteren Burgen. Andererseits begannen die Grundherren neue Dörfer auf altem Gelände anzulegen, indem sie zunächst einen Fronhof für die Verwaltung errichteten, der sich dann im Laufe der Zeit vielfach zu einem wirklichen Herrenhof entwickelte.

Die Stellung des Dorfes war im Laufe der Jahrhunderte bis in die Hohenstaufenzeit hinein allmählich eine andere geworden, als sie im alten Volkslande war. Der freie Dorfbewohner alter Zeit, der seinen Willen auch bei den Geschicken des Stammesterritoriums zur Geltung brachte, war einem Stande gewichen, dessen Macht selten weiter als über die Dorfmark reichte. Für die Geschicke der größeren Landesterritorien spielte er nur noch eine passive Rolle Bei der gewaltigen Verschiebung der Stämme und der Durchdringung ihrer einheimischen Kultur durch die römische wäre ein großer Bauernstaat, wie er sich im kleinen nachmals in Friesland und den schweizerischen Urkantonen gebildet hatte, nicht möglich gewesen. Die Verantwortung für die

Geschicke des Staatsganzen war von den Dörflern abgeglitten zu den neuen Ständen, die nicht mehr mit dem Boden und dem Landbau so innig verwachsen waren wie jene. Es trat an die Stelle des Volksstaates des politische Staat, der Anklänge an das römische Imperium hatte. Die Forderung, daß alle zugehörigen Volkselemente sich eins fühlen oder verwandt sein sollten, wie in den zertrümmerten Stammesverbänden der alten Zeit, war kaum noch aufrecht zu erhalten. Das Wesen dieses neuen Staates war nicht mehr auf den primären Einheiten der Dorf- und Markgenossenschaft begründet, sondern ging von weiteren Zusammenhängen aus, die an dem Geschick des Ganzen nur mittelbar beteiligt waren.

In der langen Zeit des Gärens und Drängens, welche vom 8. bis 12. Jahrhundert die Landkarte Europas gänzlich umgestaltete, ist das Dorf zu einem gewissen Stillstand gekommen. Die vielen neuen Dörfer, welche im 9. und 10. Jahrhundert auf grundherrlichem Boden in Hessen und Westfalen angelegt wurden, sind Dörfer von unregelmäßiger Häufung der Höfe, was sich als Folge der in den Einzelhöfen Niederdeutschlands vorhandenen Ansätze ergibt. Wir finden jetzt auch häufiger Bauerngärten erwähnt, die indessen mehr auf die Kultur der Nutzpflanzen als der Blumen eingerichtet und stellenweise zu einer ständigen Einrichtung geworden sind. Dahingegen entwickelte sich als Ausklang der rechtlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände, die von den Einflüssen der Ritterkultur nicht unberührt blieben, der Anger zu einem wichtigen Bestandteil der Dorfanlage. Er ist zwar nicht ursprünglich der örtliche Mittelpunkt, um den sich die Höfe gruppieren; aber seine zunehmende Bedeutung für die dörfliche Gerichtspflege — in kriegerischen Zeiten auch für die Sicherheit des Viehes — sicherten ihm eine solche Stellung, daß er bei den späteren Dorfgründungen von vornherein in Betracht kam. Nicht ohne tiefere Beziehungen heißt er in Oberdeutschland der Heimgarten, auf dem die Dorflinde grünt und die steinernen Sitze für die beratenden Bauern stehen, während seine niederdeutsche, besonders im Westen beliebte Bezeichnung „Tie", die bereits im 12. Jahrhundert genannt wird, vermutlich sprachlich auf „Ting" zurückgeht. Auch die Einzäunung, die in einem Evangeliarium des Klosters Echternach aus dem 10. Jahrhundert bereits als Rutengeflecht dargestellt ist, als „Knick" in Niederdeutschland jedoch ein weit

höheres Alter hat, gewann immer mehr Raum im Dorfbilde, weil der alte Rechtsgrundsatz, daß man durch Einzäunen und Abmarken ein Stück Land in das Grundeigentum überführen könne, ihrer Anwendung Vorschub leistete.

Langsam treibt die Entwicklung der größten Tat der mittelalterlichen Geschichte entgegen: der inneren und äußeren Kolonisation. Die Blicke der Fürsten waren nach außen gerichtet; aber im Lande wuchs indessen eine Bewegung auf, die unmittelbar im Gefolge der äußeren Politik stand, die aber für Mittel- und Ostdeutschland das Dorf zu einem wichtigen Faktor machte und dem Bauern noch einmal für fast zwei Jahrhunderte die Bedeutung eines Kulturkämpfers gab.

Von dem Anfang des 6. Jahrhunderts bis etwa 1300 wurde in Deutschland der bis dahin unbewohnte Urwald durch die Anlage neuer Ansiedelungen erobert und damit zugleich die beste Schulung für die spätere östliche Kolonisation gegeben. Zuerst wurden den Slaven die südwestlichen Gebiete abgenommen und besiedelt. So wurde im Anfange des 9. Jahrhunderts Oberfranken bis zum Böhmerwald, Sachsen bis zum Erzgebirge und bis zur Elbe mit deutschen Dörfern besetzt. Stellenweis drang die neue Kolonisation bis zur südlichen Wasserscheide vor, um sie wie in dem Erzgebirge und den Alpen sogar vereinzelt zu überschreiten. Die große Völkerflut ging jedoch einen anderen Weg. Im Nordwesten setzte sie ein. Erzbischof Friedrich von Bremen-Hamburg, der im Anfange des 12. Jahrhunderts Holländer aus der Gegend von Utrecht in die Umgebung von Bremen versetzte, zeigte den Weg, auf dem sich in demselben Jahrhundert ein ganzer Völkerstrom über das östliche Holstein, Mecklenburg, Pommern, Sachsen, Brandenburg, Schlesien, Posen, Preußen bis in das Kernland Polens und nach Littauen und Livland hinauf ergoß. Alle diese Ansiedler kamen aus verschiedenen Ländern, aber trotz dieser Herkunft der Kolonisten, die aus Holländern, Flamländern, Westfalen, Ostsachsen, Holsten, Franken, Bayern, Schwaben und Hessen — wenigen Friesen und Dänen — bestanden, wurde die Feldflur in einheitlicher Weise in Gewanne aufgeteilt und für die Ortsanlage ein bestimmtes Schema benutzt.

Mit dieser Kolonisation schließt die äußere Bildungsgeschichte des Dorfes so ziemlich ab. Bis 1300 ungefähr hatte das Dorf eine steigende Entwicklung sowohl politisch als auch wirtschaftlich durchgemacht. Es ist jetzt zwar nicht mehr wie früher die einzige

Form der Siedelung — Städte und Burgen waren inzwischen entstanden —, aber es hatte doch Deutschlands Stellung als Ackerstaat bestimmt. Diese für die Staatenbildung wichtige Grundlage konnte in ihrer Stärke nur bestehen, so lange der Bauer ein gesuchter Pionier der deutschen Kultur blieb. Mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts wendet sich die Entwicklung. Land zum Urbarmachen und zur Anlage neuer Dörfer war in nennenswerter Größe nicht mehr vorhanden, wenigstens nicht solches, das man ohne große Umgestaltungen der Oberfläche dem Ackerbau zuführen konnte. Die Grundherren hielten die umfangreichen Waldungen für andere Zwecke zurück; in den Städten begannen die Reibungen zwischen der kleinen gewerbetreibenden Bevölkerung und den Geschlechtern und infolgedessen eine Erschwerung der bäurischen Zuwanderung einzusetzen. Damit mußte sich auch die wirtschaftliche Lage ändern, weil der Überschuß der bäuerlichen Bevölkerung auf dem Lande blieb und vielfach zur Teilung der Hufen trieb, die in $^1/_2$, $^1/_4$ und noch geringere Bruchteile zersplittert wurden. Das Dorf nährte sich jetzt von den Erinnerungen seiner Vorzeit. Während man dazu schritt, die alten Flurordnungen aufzuzeichnen, um damit unbewußt den Abschluß der Entwicklung auch äußerlich zu bezeugen, wurde gerade dadurch manche alte Erinnerung für die Zukunft festgelegt.

Um 1500 waren die letzten Reste der ehemaligen vollfreien Bauerngeschlechter zum größten Teile vernichtet; was sich noch erhalten hatte, erlag den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges. Wesentlich trugen zu diesem Schicksal die Landesfürsten bei, welche in dem Maße, in dem sie sich der Herrschaft der Reichsgewalt entzogen, die ackerbautreibende Landbevölkerung in ein Untertanenverhältnis zweiter Ordnung drängten, während die Städte zu Mittelpunkten neuer rechtlicher, kirchlicher, gewerblicher und bureaukratischer Interessen heranwuchsen. Das römische Recht, das durch seinen fremden Geist eine unübersteigbare Schranke zwischen den Dörflern und den Herren, bezw. den Städtern aufrichtete, machte die Scheidewand zwischen den Bauern und den anderen Ständen so hoch, daß der erstere — von wenigen Ausnahmen abgesehen — fast zum rechtlosen Paria Deutschlands wurde. Es war nur eine logische Folge dieses Verhältnisses, daß auch die Städte die von ihnen abhängigen Dörfer nach Möglichkeit drangsalierten. In den verknöcherten Innungsord-

nungen boten sich zudem genug Handhaben, um etwaige Dorfgewerbe, die sich stellenweis zu bilden begannen, aus Eifersucht lahmzulegen.

Erst im 18. Jahrhundert wurden neue Kräfte lebendig, die aber nicht von den Bauern ausgingen, sondern aus der ganzen Bewegung der Zeit herauswuchsen, die aber auf eine Umwandlung der wirtschaftlichen und politischen Lage innerlich und äußerlich drängten und durch Aufhebung der Leibeigenschaft und Befreiung von den erdrückenden Lasten die Kräfte zu einer neuen Gestaltung freimachten.

In den trüben Zeiten, da Abgaben, Fronen und persönliche Unfreiheit Deutschlands Bauern belasteten, blieb die äußere Gestalt des Dorfes sehr zurück; ja man darf annehmen, daß es sich



Abb. 2. Haufendorf mit entstehendem Anger.
(Nach einer alten Zeichnung. Aus Ranck, deutsches Bauernhaus.)

in Dürftigkeit und Armseligkeit sogar zurückentwickelte. (Abb. 2.) Eine Wandlung knüpfte sich erst an die Folgen des dreißigjährigen Krieges. In jeder Beziehung hatte dieser, welcher unter der bäuerlichen Bevölkerung fürchterlich aufräumte, welcher unzählige Dörfer vom Boden vertilgte, aufrüttelnd gewirkt. Seuchen und Kriegszüge hatten ganze Landstriche verödet — hatte doch nach Gustav Freitag der große Krieg allein zweidrittel bis dreiviertel der Bewohner Deutschlands hinweggerafft! Die Ackerfelder waren verwildert, die Dörfer verschwunden; Strauchwerk, Baumdickicht und Wildpflanzen breiteten sich aus, wo die Höfe zu Ruinen zusammensanken; Wege wurden übergrünt und Brücken faulten über den Wassergräben; aber es kehrten doch — wenn auch stellenweis erst nach Menschenaltern — Ordnung und Betriebsamkeit zurück. Nach einem hervorragenden Forscher (v. d. Goltz) hatte die Landwirtschaft bald wieder erträglichere Beträge geliefert als vorher und dadurch die Linien der alten Feldkulturen wieder mit neuem Leben erfüllt. Gerade der Krieg hatte nach demselben Forscher wie eine Riesenbrache in Deutschland gewirkt, die durch die vielen verwesenden Substanzen neue Kräfte erzeugte, vermehrte Fruchtbarkeit veranlaßte.

Mit Umsicht und Tatkraft gingen viele Herrscher voran, um durch neue Ansiedelungen und Erleichterungen aller Art die Feldkultur wieder zu heben. Der große Kurfürst (1640—1688) gab in Brandenburg-Preußen viele Beweise seiner landesväterlichen Sorge, die seine Nachfolger, von denen Friedrich der Große allein etwa 900 Dörfer anlegte, nicht wieder aus dem Auge verloren. Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha (1641—1675) und sein Urenkel, Herzog Georg I. von Sachsen-Meiningen (1763—1803), Kaiser Joseph II. (1780—1790), Herzog Karl Friedrich von Baden (1738—1811), Kurfürst Karl Theodor von Bayern 1777—1799) und andere Landesherren waren bemüht, das Los der Landleute zu erleichtern. Allerdings konnten sie einen wirtschaftlich gesunden Bauernstand nicht schaffen, da im Laufe der Zeit doch zuviel von den großen Bauerngütern zertrümmert und in kleine Anwesen aufgeteilt waren. Nur in wenigen Gebieten: Westfalen, Friesland, einzelnen Tälern Süddeutschlands hatten sich selbständige, nicht von Fronen und Abgaben erdrückte Bauern erhalten; doch läßt sich die langsam einsetzende, aufwärts strebende Bewegung nicht zuletzt in der bessern Gestaltung der Dörfer, ihrer Kirchen und Wohnhäuser, in den Trachten und Wohnungsausstattungen verfolgen, die gerade im 18. Jahrhundert eine gewisse Prunkentfaltung zeigen.

Das gilt freilich nicht für den Osten Deutschlands, der unter ganz anderen Verhältnissen sich entwickelte. Die Grundherren, welche teils im Gefolge der Kolonisation ins Land kamen, teils aus Lehnschulzen zu solchen geworden waren, saßen hier dichter beieinander und hatten erheblich größeren Landbesitz als im Westen und Süden. Besaß doch fast jedes Dorf östlich der Elbe seinen Gutshof — oft auch mehrere! Für diesen schloßgesessenen Adel war es eine Lebensfrage, seinen Grundbesitz soweit zu vergrößern, daß er den Familien eine ausreichende Existenz bot, was den Grundherren wieder zum Selbstbewirtschafter, zum Ackerwirt großen Stiles machte. Neues Rodungsland war in nennenswerter Größe nicht mehr vorhanden; wo sich ausgedehnte Moore und Sümpfe dafür eigneten, konnte die Kultivierung nur mit Hilfe der Landesgewalt vorgenommen werden. Wenn in Preußen Friedrich Wilhelm I. gewaltige Gebiete zu Bauernland umschuf, was seine Nachfolger an der Havel, am Rhin, an der Silge und der Oder, in Pommern und Ostpreußen fortsetzten, so gingen diese neu gegründeten Ländereien ausnahmslos in die

Hände von Bauern über. Es blieb den Grundherren nur übrig, um ihre — auch politisch entwickelte — Abneigung gegen den freien Bauern zum Austrag zu bringen, ihren Besitz durch Aufkauf der erreichbaren Bauerngüter und -Dörfer zu vergrößern und damit einen abhängigen Landarbeiterstand zu schaffen. Mag dieser auch nicht gerade in schroffste Leibeigenschaft geraten sein — dem widerstrebten schon die Landesgesetze — so fehlte ihm doch jede Möglichkeit, innerhalb einer Ortschaft Einfluß zu gewinnen oder auf die äußere Gestaltung des Dorfes einzuwirken. Ja, durch das berüchtigte „Legen“ der Bauerngüter, das zeitweilig auch von den Behörden gefördert wurde, sind auch selbständige Bauern in Abhängigkeit geraten. Kleine Mittel konnten gegen diese Zeitströmung nichts ausrichten; es mußte erst nach dem Zusammenbruch Preußens die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung ganz neue Entwicklungslinien aufzeichnen, bevor das Dorf wieder ein Faktor in dem agrarischen Osten wurde. Wie schwer selbst die Landesfürsten gegen die im System der Grundherrschaft liegende Fesselung des Bauern ankämpften, bezeugt die Tatsache, daß noch der große Kurfürst die Schollenpflicht der Bauern anerkennen mußte, und daß seine Nachfolger den erblichen Besitz nur auf ihren Domänen durchsetzen konnten.

Auch in anderen ackerbauenden Staaten Europas war die Lage der Bauern nicht besser; in Frankreich z. B. war sie sogar noch viel schlechter! — aber eine verhängnisvolle Wirkung hatte sie dadurch ausgeübt, daß sie den politischen Charakter der Dorfsiedelung fast gänzlich vernichtete. In seinem Dorfe hatte der Bauer so gut wie nichts zu bestimmen; alles wurde angeordnet, alles bestimmt und regiert, und wo er etwas Selbständigkeit bewahrte, war sie für ihn mit mancherlei Nachteilen verbunden. Wenn man dabei im Auge behält, daß schon Ende des 18. Jahrhunderts Ackerbauschulen eingerichtet wurden, dann ist diese Verkennung des Dorfes als Grundlage eines Staatswesens nur um so befremdender. Aber sie ergibt sich aus der Zeitrichtung, welche nach einer kurzen Beglückung des Landes durch wissenschaftliche Theorien das Schwergewicht der staatlichen Interessen in die Städte verlegte und das Dorf gewissermaßen als eine zurückgebliebene Form ansah, deren natürliche Spitze die städtische Entwicklung war. Darin lag der große Irrtum der Zeit, welcher noch heute keineswegs ganz überwunden ist, daß man in beiden Siedelungstypen nur graduelle Verschiedenheiten desselben Urkeims

sah, anstatt Dorf und Stadt als zwei wesentliche politische Gestaltungen mit gesonderten Entwicklungen, Bedürfnissen und Formen anzuerkennen.

Leider ist auch bei der größten Tat des 19. Jahrhunderts, bei der Aufhebung der Erbuntertänigkeit und der vielen auf dem Bauerngut lastenden Verpflichtungen nicht an das Dorf als Siedelungstypus gedacht worden. Man schuf zwar persönlich freie Bauern, die jedoch durch Ablösungen belastet blieben; aber man bemühte sich zugleich, die Gemeindeländereien, welche der ganzen geschichtlichen Entwicklung nach die Grundlage des Dorfes waren, aufzuteilen und in das Sondereigentum überzuführen. Noch weniger aber dachten die Gesetzgeber daran, neue Bauerndörfer zu schaffen, die namentlich in dem dünnbevölkerten und industrielosen deutschen Osten von der größten Wichtigkeit sind. Erst in den letzten Jahren ist man staatlicherseits dieser Erkenntnis gefolgt, indem man nicht nur den Osten mit deutschen Bauerndörfern besiedelte, sondern diese Kolonisationsbestrebungen neuerdings auch auf kleinere Rentengüter auszudehnen sucht. Und mit dieser Entwicklung, die auf der einen Seite mit einer fachlichen Ausbildung des Ackerwirtes, auf der anderen mit einer agrarpolitischen Gesetzgebung und Berücksichtigung ländlicher Bedürfnisse bei den Handelsverträgen Hand in Hand geht, hat sich auch die Erkenntnis Bahn gebrochen. Man hat erkannt, daß Stadt und Dorf zwar von denselben Urformen herzuleiten sind, daß sie jedoch in einer fast tausendjährigen Entwicklung zu selbständigen wirtschaftlichen und politischen Kräften geworden sind, die einander nicht entgegenwirken, sondern zusammenarbeiten für das Wohl Deutschlands und seiner Bewohner.

Die Dorfanlage und die Flureinteilung.

Die ersten Nachrichten, die wir über Deutschland haben, lassen ein rauhes, unwirtliches Land erkennen. An diesem Urzustande ist vieles geändert worden: Die Wälder sind gelichtet und stellenweis verschwunden, die unbändigen Ströme bezwungen, Sümpfe und Moore ausgetrocknet und blühende Gefilde geschaffen, wo einst der Ur und der Wisent ihre Gründe erfolgreich gegen die ersten Kultivierungsversuche der Bevölkerung verteidigten. Wer erkennt heute noch aus der bunten Vielheit der

Fluren die Linien, nach denen unsere Vorfahren das Land ehemals aufteilten, wer die einfachen Grundzüge der Siedelungen, die sich in den Wandlungen der Dorf- und Stadtgeschichte verloren haben! Die Separation zumal hat in vielen Gebieten die Flureinteilung völlig verwischt, die als Erbe einer uralten Vergangenheit noch im 18. Jahrhundert fast überall, Ende des 19. nur vereinzelt vorhanden war; aber noch hat sich als wahrnehmbares Denkmal jener alten Zustände die Dorfanlage selbst erhalten, welche in den verschiedenen Landesteilen wie eine eherne Klammer Hof und Wege an den Boden ketten. Noch können wir, wenn auch die Flur von neuen Einteilungslinien überzogen ist, das alte Gesicht der Siedelung wieder erkennen, wenn wir die Art und Lage der Gehöfte betrachten. In ihnen zeigt sich häufig die letzte Ausstrahlung uralter volklicher Gewohnheit, die sich schon seit der Völkerwanderung stammesartlich absonderte.

Auch geschichtliche Vorgänge haben zu dieser Verschiedenartigkeit beigetragen; doch fällt die Grenzlinie zwischen den landschaftlichen und den geschichtlichen Formen keineswegs immer zusammen. Sowohl der Einzelhof wie das Haufendorf haben sich über Gebiete verbreitet, welche die verschiedenartigsten Landschaftsstufen in Deutschland einnehmen; aber sie haben sich bei diesem Vorschreiten beide verändert — oft so gründlich, daß man ihren gemeinsamen Ausgang nur schwer oder gar nicht mehr erkennen kann.

In den Formen unserer Dörfer können wir unterscheiden Einzelhöfe, Haufendörfer, Weiler, Reihen-, Straßen- und Rundlingsdörfer und Veenenkolonien, die zum Teil wieder mit der Verteilung der Feldflur in Beziehung stehen, häufig so innig, daß eine Änderung der hier üblichen Normen auch zu einer Änderung des Ortscharakters drängt. Denn überall, wo germanische Dörfer angelegt worden sind, bildete die Feldflur nicht allein die Grundlage für den politischen und wirtschaftlichen Organismus, sondern auch für die Anordnung der Höfe. Wie groß das ursprüngliche Landmaß für einen einzelnen Hof gewesen ist, können wir aus der späteren Verteilung des bebaubaren Feldes erschließen. Den zu Dörfern vereinigten 10 bis 40 Höfen kamen ursprünglich gleiche Anteile zu, die als Hufen bezeichnet wurden und — für den Lebensunterhalt einer Familie berechnet — aus je 20 bis 40 Morgen bestanden, d. h. aus einem Landmaß, das an einem Tage (Morgen) von einem Hofbesitzer bearbeitet werden konnte. Die Verschiedenheit der Maße ergab

sich aus der ungleichen Güte der Äcker. War der Boden schwer, so verringerte sich die Zahl der Morgen, war er leicht, so wurde sie — entsprechend der Arbeitsleistung einer Familie — größer. Im Lahngau, Rheingau, Nahegau, Lobdengau, im Stift Corvey bestand die Hufe aus 30, in der Umgebung Triers nur aus 15, in Oldenburg aus 40, in der Abtei Prüm sogar aus 160 Morgen. Um die Anteile für die Bedürfnisse eines Haushalts annähernd in gleicher Güte zu erhalten, wurde die dem Anbau zugewiesene Fläche je nach ihrer Ertragfähigkeit in verschiedene, meist in 3, aber auch in 2, 4 oder mehr Abschnitte (Gewanne oder Zelgen) aufgeteilt, die wiederum in so viel gleiche Unterabteilungen zerlegt wurden, wie Hofstellen vorhanden waren. Ein gemeinsam beschlossener Flurzwang, d. h. die Festsetzung des Ernteanfangs für die einzelnen Gewanne, die sich aus den fehlenden Zufahrtswegen von selbst ergab, begünstigte die Erhaltung dieser Flureinteilung, während der Hof als Sondereigentum leichter persönlichen Bestrebungen offen stand. Zu der gemeinsamen Feldflur kam die Allmende, die aus Wald, Weide, Wiesen, Wegen, öffentlichen Plätzen (Dingplätzen), den Seen, Flüssen, Sandgruben, Steinbrüchen, kurz aus allen Geländen bestand, die weder der Feldflur noch der Hofstatt zugehörten. Infolge dieser Einteilung der Gemeindeländereien, die lange Zeit einheitlich blieb, weil sie nur in Übereinstimmung aller bebaut, umgrenzt, bepflanzt oder überhaupt verändert werden konnte, ist gerade die Feldflur wie ein bunter Teppich hergerichtet worden. Reichte die Anbaufläche für die angewachsene Dorfgemeinde nicht mehr aus, dann wurde ein neues Stück der Flur in Angriff genommen und in gleicher Art aufgeteilt. Auf diese Weise mußte die Flur immer mannigfaltiger werden; besonders aber entstanden auf den mit Sorgfalt überwachten Grenzrainen, die die Frühzeit allerdings nicht kannte, und den kleinen Zwischenresten des Naturbodens jene vielen vegetationsreichen Laub- und Heckenwinkel, welche angenehm für das Auge, nützlich für die Tierwelt waren.

Der Einzelhof. (Abb. 3.) Im Nordwesten Deutschlands — ungefähr durch die Weser von den östlichen Haufendörfern geschieden — Westfalen, Oldenburg, die Niederlande, die nördliche Rheinprovinz, das nördliche Belgien und einen nordöstlichen Zipfel Frankreichs einschließend, finden wir den hochaltertümlichen Einzelhof, den ein hervorragender Forscher (Meitzen) ohne überzeugenden Beweis den Kelten zuschreibt. Dunkle Spuren leiten zu der

Annahme hin, daß das System des Einzelhofes, das die Wohnstätte inmitten des in Kultur genommenen Geländes aufbauen läßt, ein Gemeingut nordeuropäischer Indogermanen war. Es liegt diese Vermutung in der Tat um so näher, als die Natur des Landes selbst durch die vielen Moor- und Heideflächen auf eine Kultivierung drängt, welche vom Hofe aus leicht erreichbar und übersehbar ist. Dieser einheitliche Bodenbesitz bildet in seiner Vielheit eine Bauerschaft, die indessen mehr politische als siedelungstechnische Bedeutung hat. Eine charakteristische Erscheinung dieser Einzelhofverfassung ist das Um- und Abgrenzen durch Hecks, Gräben und kleine Wälle, über die der einfache Fußweg nicht selten in Form einer urwüchsigen Steigevorrichtung führt. Dem Hofe haftet seit Alters her ein Name an, der sich auf den Besitzer überträgt und nun in Tausenden unserer Personennamen weiterlebt.

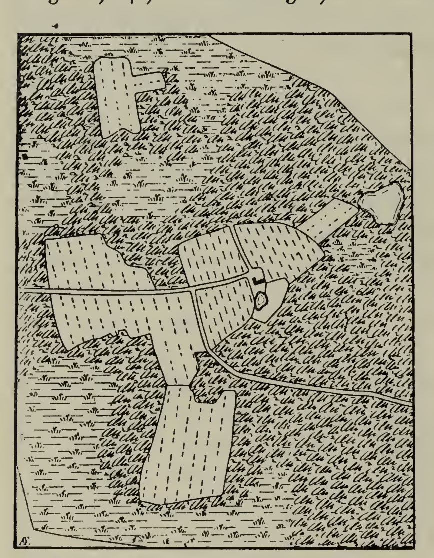


Abb. 3. Einzelhof mit zugehörigen Ländereien. (Aus Ranck, deutsches Bauernhaus.)

Übrigens ist das Gebiet der Einzelhöfe weder in sich ein geschlossenes, noch auf Nordwestdeutschland beschränkt. Überall haben sich hier Gruppendörfer eingeschoben oder selbst Einzelhöfe mit Hufenverfassung gebildet, die ein charakteristisches Moment der Gewanndörfer ist. Auch läßt sich vielfach der Nachweis erbringen, daß Einzelhöfe erst in verhältnismäßig junger Zeit entstanden sind.

Das Haufendorf. (Abb. 4.) Es mag dahingestellt sein, ob das Haufendorf eine selbständige wirkliche Siedelung ist, oder — was sehr nahe liegt — als eine Entwicklung aus dem Einzelhof aufgefaßt werden muß. Jedenfalls äußert sich in der regellosen, sowohl in Richtung als auch Entfernung ganz willkürlichen Anlage der Hofstätten eine starke Erinnerung an das Einzelsystem. Dadurch würde auch die Vermischung beider Gebiete zu

erklären sein. Als geschlossene Gebiete kann man ansehen: Teile von Schleswig-Holstein, Osthannover, Braunschweig, Thüringen, Hessen, das südliche Westfalen und Rheinland und einzelne Striche Süddeutschlands und Österreichs. Die alte Gewohnheit, den Einzelhof durch Graben und Zaun zu umgrenzen, übertrug sich auf das Haufendorf als Pflicht, die das Dorf mit einem Zaun, dem Etter, umgeben ließ. Man findet Dörfer, besonders in Süddeutschland, bei denen sich das Etter zu einem ganzen Wehrsystem, mit Toren, Gräben und Mauern entwickelt hat.

Mehr aber noch als durch seine Anlage unterscheidet sich das Haufendorf von dem typischen Einzelhof mit seinem Landblock durch die fast immer mit ihm verbundene Aufteilung der Flur in Gewanne, die oben geschildert ist. Das Dorf Maden (Abb. 5) in Hessen, unweit Fritzlar, das man als das alte von Tacitus in seinen Annalen erwähnte Mattium ansieht, besteht aus 16 Hufen. Die Allmende, hier in annähernd dreieckiger Gestalt mit teils gerundeten, teils gezackten Seiten, in deren ungefährer Mitte die regellos um die Kirche gescharten Höfe liegen, ist in 40 Gewanne von verschiedener Größe geteilt, deren in- und aneinandergedrängte Lage schon an und für sich die Regellosigkeit des Dorfbildes auch auf die Flur ausdehnte. Da diese einzelnen Gewanne für die 16 Hüfner wieder in je 16 gleiche Teile aufgeteilt sind, so ergibt sich ein buntes, aber für ein solches Gewanndorf charakteristisches Bild. Über die Hälfte der Flur besteht aus weniger gutem Boden und bildete einst die Allmende, die aber später ebenfalls aufgeteilt und der Gemenglage angereiht worden ist. Mit diesem Gemengdorf setzten sich die vordringenden Germanen auch in Süddeutschland fest, weil der Geschlechterverband das politische Leben beherrschte. Anders wurde es, als die Anlage von Dörfern von der Grundherrschaft, den fürstlichen und



Abb. 4. Haufendorf. (Aus Andree, Braunschweiger Volkskunde.)

geistlichen Landesherren, planmäßig vorgenommen wurde. Da entwickelte sich ein System, das man

Das Reihendorf nennt, das sich stellenweise auch als regelrechtes Straßendorf zeigt. Bei ihm handelt es sich nicht um eine Entwicklung von unten auf, welche die großen, schon im Gemeindebesitz befindlichen, Marken von älteren Stützpunkten aus besiedelte, sondern um Erschließung von Ödland durch die Landesgewalten.



Abb. 5. Haufendorf Maden.
(Aus Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der West- und Ostgermanen.)

Diese teilten das Land in streifenförmige Abschnitte, in sogenannte Königs-, Wald- oder Hagenhufen von je 60 Morgen, später, als die Nordseemarschen besiedelt wurden, in Deich- oder Marschenhufen. Hier lagen die Gehöfte in langer, straßenförmiger Reihe oder in doppelter Zeile um einen Platz, den Anger, herum. Dies Schema, das in feuchten Niederungen auf leichten Erhebungen angewandt wurde oder sich in dem anderen Falle in langer Reihe an dem Deich entwickelte, kann also auf die Gemeng-

lage verzichten, obschon es wie im preußischen Ordenslande, wo neue Teile der Allmende aufgeteilt wurden, sich nicht selten zu einer Mischung beider Systeme herausbildete. Jedenfalls ist es die Grundlage des späteren

Straßendorfes, das in der Kolonisation des Ostens von ausschlaggebender Wichtigkeit wurde. Fast alle Dörfer, soweit sie nicht die slavische Flureinteilung beibehielten, sind in dieser Form angelegt worden, die weit über Deutschlands Grenzen hinausdrang. Ist das Land in lange Streifen aufgeteilt, dann erleichtert es natürlich die Arbeit und macht den Flurzwang entbehrlich. Da sich andererseits zwischen den langen und geraden Gewannstreifen Grenzraine entlangzogen, eine im alten Volkslande unbekannte Eigentumsmarke, so nähert sich die Bewirtschaftung der freien Arbeit des Einzelhofbesitzers, ein Vorzug, der indessen durch die spätere Entwicklung stark vermindert wurde.

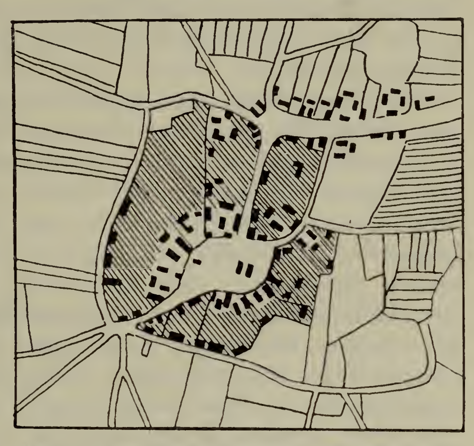


Abb. 6. Runddorf Domnowitz. (Aus Meitzen, Siedelungen u. Agrarwesen der West- u. Ostgermanen.)

Das Runddorf. (Abb. 6.) Überall, wo einst slavische Stämme gesessen hatten: in Ostholstein, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Schlesien und Sachsen — nicht aber in Posen, West- und Ostpreußen — gibt es diese charakteristischen Rundlinge, bei denen die Wohnhäuser mit dem Giebel nach dem rundlichen Dorfanger gerichtet sind. Die so umschlossene Fläche, der Ring, hat dann meistens nur einen Ausgang, der leicht verschlossen werden konnte. Die Flur ist in segmentartige Felder geschnitten, deren schmalste Stellen von den Gehöften besetzt sind. Man hält diese Anlage im allgemeinen für slavisch; doch ist es immerhin sehr auffallend, daß sie sich auch in Skandinavien findet, wo nie Slaven hingekommen sind, und befremdend, daß sie sich in einem so ausgesprochen slavischen Landgebiet wie dem ehemaligen Polen nicht nachweisen läßt. Andererseits hat sich das Runddorf

auch in eine viereckige Anlage und häufiger zu regelmäßigen Straßendörfern entwickelt, die fast zu typischen Formen des Ostens geworden sind.

In vielen Fällen, in denen deutsche Kolonisten Gebiete besetzten, die schon von den Slaven kultiviert waren, die möglicherweise auch noch Siedelungen aus der germanischen Vorzeit enthielten, schränkten sie nach dem Recht des Eroberers die Slaven in dem Besitz des Bodens erheblich ein. Sie teilten auch die Fluren nach ihrer Gewohnheit in Gewanne; aber sie ließen die slavische Rundform oft unverändert weiter bestehen. Das Dorf ist mit einem Zaun, auf der Insel Fehmarn auch mit einem Steinwall umgeben.

Weiler. Nicht alle Dörfer in Deutschland sind als Haufen- oder Straßendorf erkennbar. In weite, von den Gewanndörfern eingenommene Gebiete schieben sich unvermittelt blockartige Ländereien hinein, die ursprünglich schon in dieser Form vorhanden waren. Einen Teil können wir ohne weiteres als germanisch ansprechen, bei anderen aber liegen die Wurzeln sicher in einer anderen Bevölkerung. Die Vermutung, daß die Weiler Reste einer römischen Farm- und Gutswirtschaft seien, hat vieles für sich, obgleich bei einigen auch andere, vorgeschichtliche Völker, wenigstens in Frage kommen. Jedenfalls deckt sich ein Ausbreitungsgebiet der Weiler, die übrigens nirgends geschlossene Bezirke bilden, sondern sich mit den anderen Dorfformen vermischen, häufig aber an den höheren Abhängen der Gebirge liegen, mit der Einflußzone der römischen Kultur. So kommen sie vor auf den Rheinabhängen Badens, des Elsaß und in Lothringen, in der Pfalz und in Frankreich. Da sie in Deutschland oft auf den bewaldeten Bergen liegen, so scheinen manche zu einer Zeit angelegt zu sein, in der die tieferen fruchtbaren Gelände schon von Gewanndörfern besetzt waren. Ursprünglich zählten die Weiler jedenfalls nur einen Hof, dessen Besitzer das Land an seine Söhne weitergab und deshalb nach Willkür und nach den landschaftlichen Verhältnissen aufteilte. Vermutlich haben sich auch viele Weiler — namentlich in der Nachbarschaft großer Gewanndörfer — zu diesen entwickelt, die sich in diesem Falle nur durch die Flureinteilung von den Weilern unterscheiden, wenn nicht noch die Endung „weiler“ selbst ein weiterer Hinweis auf diesen Ursprung ist.

Bei den alten wendischen Dörfern in der Umgebung von

Dresden und Meißen finden wir gleichfalls weilerartige Felder. Diese Blockeinteilung ist vermutlich von dem oberflächlich arbeitenden Pflug abhängig gewesen, der den Boden nur wenig lockerte und darum das Gehöft in die Mitte des eignen Feldes setzte. Doch ist es natürlich nicht ausgeschlossen, daß der Wille des Grundherren in diesem Falle maßgebend war.

Es erübrigt nur noch, eine letzte Siedelungsform zu erwähnen, die sich auch als jüngste ausweist. Das ist die Veenkolonie, (Abb. 16) die seit Mitte des 18. Jahrhunderts die Moore Nordwestdeutschlands der Kultur erobert. Sie legt dar, wie Zweckdienlichkeit in der Flur- und Ortsanlage bis in die jüngste Zeit hinein nicht aus dem Auge verloren wurde. Da zunächst ein großer kilometerlanger Kanal zur Entwässerung des Moores angelegt wurde, von dem schnurgerade kleine Seitenkanäle rechtwinkelig ausgehen, die zugleich zur Abgrenzung der einzelnen Bauerngüter dienen, so haben wir eigentlich das alte Reihen- oder Waldhufendorf, nur daß die Wasserstraßen und die große Ausdehnung der aneinander gereihten Höfe dem Lande einen eigenartigen Charakter geben.

Die neuesten Dorfanlagen im slavischen Osten, welche von dem preußischen Staat mit Eifer und Zähigkeit auf neu erworbenem Ritter- und Domänenland angelegt werden, folgen meist dem Vorbild des Straßendorfes. Da bei der Vermessung des großen Areals keine besonderen Eigentumsrechte zu beachten sind, da aber auch das flache Ebenenland keine technischen Schwierigkeiten bereitet, so ist dieses Schema um so berechtigter, als es auch der künstlerischen Gestaltung des Dorfbildes dankbare Aufgaben stellt.

Die Separation oder Flurbereinigung. Das deutsche Dorf, besonders aber die Feldflur hat seit ungefähr anderthalb Jahrhunderten ein anderes Gesicht bekommen. Durch die jetzt mehr intensive als extensive Bewirtschaftung stellten sich Erschwerungen heraus, welche einer rationellen Ausnutzung sehr hinderlich waren. Flurzerstückelungen durch Erbschaft und Verkauf, mangelhafte Zugänge und die daher notwendige Erhaltung des Flurzwanges, das Aufgeben der alten tausendjährigen Dreifelderwirtschaft, die vielfach hemmenden gegenseitigen Nutzungs- und Eigentumsrechte haben vereint auf die Notwendigkeit einer neuen Flurteilung hingedrängt. Auch die neueren Methoden der Beackerung, welche kleinere, unzweckmäßig geschnittene Flächen nur

unvorteilhaft benutzen kann, die Schwierigkeit, welche sich bei dem alten Zustande einer guten Ausnutzung der Wasseradern in den Weg stellen, müssen die gewaltigen wirtschaftlichen Vorteile einer neuen Aufteilung in den Vordergrund treten lassen. So sehen wir denn, daß seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts diese Maßregel eine der Hauptsorgen der deutschen Regierungen wurde, deren Schwierigkeit dadurch erst in das rechte Licht gesetzt wird, daß trotz aller verstärkten Bemühungen der Behörden im 19. Jahrhundert noch heute viele Gemeinden die Separation nicht haben durchführen können.

Im allgemeinen wird sie dadurch erreicht, daß die gleichartigen Bodenmengen zusammengelegt und dann an die Berechtigten nach ihren früheren Besitzanteilen und unter Berücksichtigung rationeller Wege aufs neue verteilt werden. Dabei sind die charakteristischen Flureinteilungen, welche wir eben kennen gelernt haben, verschwunden, zugleich aber auch vielfach die Hecken, Gebüsche und toten Ländereien, die das alte Dorfbild so überaus malerisch machten. Auch die neuen Zufahrtswege sind gerade gelegt, manche schattenspendenden Bäume sind verschwunden und mit ihnen ist die Vogel- und Insektenwelt vermindert. Viele Gemeinden entäußerten sich bei dieser Gelegenheit ihres Gemeindelandes, der Allmende, um es in Bruchstücken an die Dorfbewohner zu verteilen. Das sind — wie sich immer deutlicher herausstellt — Fehler gewesen, die nicht nur von wirtschaftlichen Nachteilen begleitet waren, sondern auch viele Wälder in Gefahr der Vernichtung brachten. Da man heute umgekehrt wieder die alten Allmenden herzustellen und auch der Hecke einen Platz im Landschaftsbilde zu geben sucht, so darf man hoffen, daß trotz der so notwendigen Separation unsere Dorffluren bald wieder freundlicher aussehen werden, als sie manchenorts sich zeigen.

Niederdeutsche Dörfer.

Allgemeines.

Das Gebiet, welches wir zu Niederdeutschland rechnen — zwischen den deutschen Mittelgebirgsländern und der Meeresküste gelegen — wird hauptsächlich von Friesen und Sachsen im Nordwesten, von einer Mischbevölkerung im Osten bewohnt, deren

Hauptteil ebenfalls sächsischen, nur in Schlesien und Ostpreußen anderen deutschen Ursprungs ist, sich aber mit den slavischen Vorbewohnern vermischt hat. Von den alten deutschen Stämmen haben eigentlich nur die Friesen die Wohnsitze behauptet, die sie beim Beginne unserer Geschichte inne hatten. Zwar sitzen auch die Niedersachsen noch auf altem Boden, aber es sind — namentlich südlich der Elbe — andere Stämme wie die Cherusker, Chauken, Marsen, Angrivarier u. a. mit ihnen verschmolzen. Während die Friesen an der Nordseeküste zwischen Rhein und Elbe und in einer schwachen Küstenlinie des westlichen Schleswig-Holstein sitzen, haben die Sachsen das ganze Niederungsland Westdeutschlands, teilweise auch die südlich gelegenen Mittelgebirge inne.

Vielfach zeigt sich das Land als braune, einfache Heide, in der dunkle Nadelwälder den Boden beschatten, oder blaue Seen und breite Flußbänder eine immerhin noch ernste Grundstimmung schaffen. Der ehemals weit verbreitete Laubwald hat bis auf geringe Reste den Nadelbäumen weichen müssen. Gewiß bieten die grünen Wiesen und die blühenden Felder welche durch die Arbeit von Jahrhunderten der kärglichen Natur abgerungen worden sind, im Sommer auch freundliche Bilder; aber die heiteren, lachenden Fluren Mitteldeutschlands sieht man nur in den Vorländern der mitteldeutschen Gebirge.

In dieser Welt der Horizontalen geht auch das Ortsbild in die Breite; da schmiegen sich selbst die mächtigen Dächer der Einzelhöfe, die einen großen Teil des Gebietes einnehmen, diesem Flachlandscharakter an. Die Dörfer liegen fast kriechend in der leicht gewellten Ebene; wo ein breiter massiger Kirchturm steil aufragt, da wirkt seine senkrechte Richtung eher als eine Hervorhebung dieser vorgezeichneten Längsrichtung denn als eine Unterbrechung. In der Nähe mindert er durch seine machtvolle Breite auch diesen Eindruck um so mehr, je kraftvoller das gewaltige Sturmdach der Kirche, welches wie Adlersflügel den Bau überdeckt, den Blick wieder zur Ebene zurückleitet. Und schwerfällig steht auch das Gehöft in der Umgebung. Es kann sich, wie es scheint, nicht loslösen von dem Mutterboden, der sich in der geräumigen Diele des Altsachsenhauses gleich einer Zunge bis an den Herd erstreckt. Auch im Osten, der, wie wir gesehen haben, mit einem späteren Dorftypus besetzt ist, bleibt im Gegensatz zum mittel- und oberdeutschen Hause die Einstöckigkeit die Regel.

Trotz dieser altertümlichen Erscheinung, welche gerade dem Ebenenhause eigentümlich ist, ist es keineswegs einheitlich, sondern hat je nach der geschichtlichen oder geographischen Unterlage eine ganze Reihe von Spielarten erzeugt.

Es gibt wohl wenig niederdeutsche Dörfer, die nicht wenigstens einen kleinen Waldteil besitzen. Selbst die Separation, welche den Gemeindewald den einzelnen Besitzern oft in Bruchstücken auslieferte, hat daran wenig geändert. Seit die großen Markwaldungen, von denen die Waldgenossenschaften noch verhältnismäßig spät Kunde geben, im alten Volkslande — im Kolonisationslande haben keine bestanden — zertrümmert worden sind, wurde die Kiefer zum charakteristischen Waldbaum; aber auch dann blieb der Wald landschaftlich wie landwirtschaftlich ein Bestandteil des niederdeutschen Dorfes. Ja, man kann sagen: je zerrissener der Zusammenhang zwischen den großen Waldgebieten wurde, je mehr sie sich in einzelne Kulissen auflösten, um so malerischer und abwechslungsreicher sind unsre Dorfbilder geworden, die bald nur mit dem Kirchturm aus der dunklen Baummasse hervorragten, bald auf freier Flur lagen, bald wieder von ihm halb umfangen waren.

Neben dem Walde kommt bei der Erscheinung des niederdeutschen Dorfes noch das Wasser in Betracht, das allerdings mehr ein Zubehör des Kolonialdorfes ist. Von den Küsten abgesehen, deren Siedelungen naturgemäß auch dem Fischfange ein wirtschaftlich großes Gebiet offen ließen, sind die westdeutschen Niederungsdörfer den Flußufern ziemlich fern geblieben, mußten es zum Teil auch, weil die Flüsse häufig von sumpfigen Ufern begleitet waren. Im Osten und Norden der Elbe aber, wo Tausende von blauen Seen das Landschaftsbild belebten, da gehörten sie häufig zu wichtigen Bestandteilen der Flur. Ja, es lag in der Entwicklung, daß da, wo sich das Verhältnis zum Walde löste, der fischreiche See an seine Stelle trat, der neben dem Ackerbau eine nicht unwesentliche wirtschaftliche Erwerbsquelle wurde. Es ist ein eigentümlich schöner Anblick, wenn sich die niedrigen Häuser, die hervorragende Kirche und die mächtigen Kronen der Gärten im Wasser spiegeln, dessen Wellen die sandigen Ufer bespülen, auf denen das Dorf liegt. (Abb. 7.) Wir sehen nicht das Dorf für sich oder eingezwängt in die engen Fesseln einer Gebirgsschlucht, sondern immer als belebte Steigerung — als Krönung einer geschlossenen Landschaft, über der sich weit der blaue oder bewölkte Himmel spannt.



Abb. 7. Ütz. Provinz Brandenburg. (Nach Photographie.)

Es gibt im Ebenendorfe neben der Kirche, die immer der beherrschende Mittelpunkt der Ortsanlage ist, noch einen anderen baulichen Schwerpunkt, der zwar nicht bei allen, aber doch bei sehr vielen Dörfern zur Geltung gekommen ist: das ist der Gutshof. Im Osten, wo alle Siedelungen auf grundherrlichem Boden angelegt worden sind, gehört er zu den charakteristischen Erscheinungen des Ortes; indessen ist er auch im Westen — wenn auch minder zahlreich — vorhanden. Vielfach sind diese Höfe von den Bauernhöfen nur durch größeren Umfang unterschieden; das Wohnhaus trägt, falls es nicht inmitten einer an und für sich umfangreichen Befestigungsanlage steht, durch größere Wohnlichkeit und massiveren Bau Züge einer höheren Entwicklung an sich. Vielfach sind diese Wohnhäuser aber nur anspruchslose Landhäuser, deren Ursprung aus dem bäuerlichen Gehöft nicht zu verkennen ist. Die Veränderungen, welche im Laufe der Zeiten in den Residenzen und bedeutenderen anderen Städten vorgegangen sind, sind in den Gutshöfen nur gedämpft in die Erscheinung getreten, hier durch ein kleines, aber reiches Portal, dort durch einen stolzen Giebel oder gar durch einen umfangreicheren Neubau, der dann aber nicht selten außerhalb des alten Hofes steht. Dahingegen umspannt letzteren oft ein Park, der sich unversehens in den natürlichen Wald verliert.

In der Landschaft wirkt schon das einzelne Haus, der Zaun, der Brunnen oder eine andere einfache Gestaltung, welche menschliche Arbeit der Natur als Zeichen ihrer Herrschaft an die Seite gesetzt hat, malerisch und belebend. Im großen und ganzen aber

bilden die Wiesen, Ackerflächen, Bäume und Wälder den stimmungsvollen Hintergrund, auf dem sich die Siedelung als Denkmal einer bald tausendjährigen wirtschaftlichen Kultur erhebt. Wo man sich bewußt bleibt, daß die Harmonie in der Landschaft sich so lange erhält, wie man sie nicht mit gewaltsamen Mitteln totschlägt, da wird sich auch die Siedelung als eine unaufdringliche und naturgemäße Ergänzung erweisen. Mit wie wenig Mitteln man einem Wirtschaftshause einen bodenständigen und trotzdem schlichtkünstlerischen Charakter geben kann, das wird sich ergeben, wenn wir uns den einzelnen Formen dörflicher Siedelung zuwenden.

Die nordwestdeutschen Einzelhöfe.

Wer durch die Ebenen Nordwestdeutschlands, besonders zwischen Rhein und Weser, gegangen ist, der kennt auch die großdachigen, strohgedeckten Einzelhöfe, welche oft von mächtigen Eichen umgeben sind. (Abb. 8.) Wir haben sie bereits kennen gelernt und wissen, daß ihre Heimat im Herzen Niederdeutschlands ist. Hier nehmen sie ein ziemlich geschlossenes Gebiet ein, das sich über das nördliche Holland bis an die Weser, von der Nordseeküste bis an das mittlere Westfalen erstreckt. Indessen bleiben sie keineswegs auf dieses zusammenhängende Westgebiet beschränkt, sondern finden sich bald in mehr oder weniger großer Dichte sowohl östlich der Weser, als auch in einem großen Teile von Oberbayern, Tirol, Ober- und Unterösterreich, Steiermark und Kärnten, ohne daß wir überall diese innerhalb anderer Dorfformen gelegenen Höfe mit Bestimmtheit auf den altgermanischen Einzelhof, von dem uns Tacitus erzählt, zurückzuführen vermögen. Wenn also keineswegs anzunehmen ist, daß diese Einzelhöfe alle von demselben Ursprung sind, so läßt sich dies wenigstens für die niederdeutschen Höfe als sicher annehmen.

Gegen die Annahme eines keltischen Ursprunges dieser Höfe spricht vor allem, daß gerade in Nordwestdeutschland die ältesten deutschen Ortsnamen häufig Hinweise auf Einzelsitze — nicht auf Sippenansiedelungen — enthalten, und daß das Gebiet von Dörfern mit Feldgemeinschaft durchsetzt ist, ja, daß die Einzelhöfe — zu Bauernschaften vereint — zumeist selbst in Feldgemeinschaft verbunden waren und nicht wie in Frankreich, Wales u. a. keltischen Gegenden innerhalb eines selbständigen Wirtschaftsfeldes liegen. Das ist jedoch unbestritten, daß der Einzelhof in ein hohes Alter



Abb. 8. Einzelhof in der Lüneburger Heide. (Nach Photographie.)

zurückgeht, wenn er nicht selbst die erste Form germanischer Siedelung überhaupt ist.

Westfalen, der Regierungsbezirk Osnabrück und Oldenburg bilden die Heimat der Hofgenossenschaften mit ihren großen Bauernhöfen und -Geschlechtern. Hier in diesen Flachlandgebieten — besonders in dem Artlande, das sich zwischen Hunte und der Hase erstreckt — finden wir den Einzelhof als charakteristische Erscheinung mit Einschluß aller rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Einrichtungen. Das Haus mag verhältnismäßig jung sein, der Hof ist in der Regel uralt; er hat auch die ganze Entwicklung des Besitzers vom Vollfreien bis zum Leibeignen gesehen, er ist in den wechselnden Verhältnissen bald in landesherrlicher, bald in gutsherrlicher oder markgenossenschaftlicher Abhängigkeit gewesen, ja selbst zu Rittersitzen geworden oder umgekehrt von solchen zu freien Bauersitzen eingeschränkt. Die Höfe sind oft schon frühzeitig zerstückelt worden, Kolonen und Markkötter haben Teile des Gemeindelandes erworben; trotzdem hat das westfälisch-sächsische Land den Charakter als Bauernland, dem auch die Adelsgeschlechter treu blieben, nicht verloren.

Allerdings ist aber die Freiheit der Bauern schon früh in Abhängigkeit von der Gutsherrschaft umgewandelt worden. Trotzdem zieht sich durch Jahrhunderte der Kampf gegen die Besiedelung der Flur, wenn man das stille Abwehren fremder Anwohner

von der Bauernschaft, bezw. ihrer Gerechtsame so nennen will. Es fehlt übrigens nicht an Beispielen, nach denen abgehende Kinder von irgend einem wüsten oder bewohnten Hofe ein Stück Land pachteten und darauf ein Haus setzten, oder daß gänzlich Verarmte eine anspruchslose Pfahlhütte erbauten, aus der unversehens sich ein Schwellenhaus (Sülhaus) entwickelte. Gutsherr, Landesherr und Markgenossen stritten dann oft über das Eigentumsrecht an diesem Zuwachse der Bauernschaft. Man ist überhaupt sehr schnell bereit, bei diesen Höfen ein Haus zu errichten, es zu verlegen oder verfallen zu lassen. Häufig macht sich dabei das Bestreben geltend, mit dem Hause zugleich festen Fuß in der Mark zu fassen, d. h. vollen Anteil an den Anrechten zu gewinnen, um dann nach und nach in bessere Verhältnisse aufzurücken. Das Wohnhaus ist zunächst die öffentliche Manifestierung der äußerlichen Zugehörigkeit zur Dorfschaft. Dem entspricht es auch, daß der Altsitzer den Hof seinen Erben nicht anders abtritt, als daß er sich die sichere Nutznießung eines besonderen Hauses mit ganz bestimmten Vergünstigungen vorbehalten hat. So ist es denn auch eine uralte Gewohnheit, auf jedem Hofe eine solche „Leibzucht" zu haben, die in besonderen Fällen aus dem Holze des abgebrochenen Erbwohnhauses errichtet ist.

Aus dieser rechtlichen Stellung des Hofes oder eines Hauses ergibt sich die besondere Schätzung der alten Höfe und ihrer Vergünstigungen. Es ist das nichts anderes als die Fernwirkung des alten schildbewehrten und waffenfähigen Mannes durch seinen Besitz, die in dieser Form noch bis in das 19. Jahrhundert nachklingt. Die „Hofwehr" als Ausdruck für den Hof selbst zeugt ebenso davon wie die Erbfähigkeit der Besitzer, die bei anderen freien Bewohnern durch das Eintragen in die „Hode" ersetzt werden durfte, falls sie nicht als acht- und rechtlose Fremde angesehen werden wollten. Freie Kötter z. B. besaßen kein Wehrgut und konnten darum auch nicht im Heerbann dienen. Durch Aufnahme in die Hode erwarben sie aber das durchaus nicht selbstverständliche Recht, daß ihren Hinterbliebenen das Gut vom Fiskus nicht entzogen werden konnte. Diese enge Verbindung von Hof und Rechten, denen in der älteren Zeit auch kriegerische Pflichten zugehörten, ist eine unmittelbare Folge der altgermanischen Sitte, daß einzelne Grundstücke aus dem Gemeineigentum ausgeschieden und zu Sondereigentum gemacht werden konnten,

wenn sie umzäunt oder in der Sprache des Weistümer „abgemarkt“ wurden. Die so lange wirksame Kraft des Gemeindegedankens hatte sich auch darin geäußert, daß der Acker im alten Volkslande keine Grenzzeichen besaß und — in umgekehrter Richtung — daß sich nachmals die Königsgewalt diesen Grundsatz zu nutzen machte, um sich ganze Markwaldungen durch Einzäunung anzueignen, die den Grund zu den großen Bannforsten legten. Andererseits aber beruhten auch die Rechte der Mark- und Dorfgenossen auf der Feldgemeinschaft. Wurden nun in späteren Zeiten einzelne Gebiete ausgeschieden und zu Wohnstätten der Kötter gemacht, so erwarben diese damit weder die Vollrechte der alten Genossen noch auch gleiche Wertung als Wehrfeste. So ist denn die Einrichtung der Hode nur ein Ausgleich; aber sie nahm auch einen Teil der alten Selbstbestimmung mit fort zu gunsten der Landesgewalt.

Nirgends tritt diese politische Schätzung des Hofes so scharf in die Erscheinung wie hier in dem Lande der Einzelhöfe, wo überdies noch eine andere Eigentümlichkeit davon zeugt. Hier geht die Vormachtstellung, die u. a. auch den Zutritt der genossenschaftlichen und der grundherrlichen Beamten nicht ohne weiteres gestattete, aus der Tatsache hervor, daß sein Name dem des Besitzers in allen Fällen juristischer oder politischer Art vorangestellt wurde. Es hat diese hohe Einschätzung des Hofes mit fast selbstverständlicher Notwendigkeit dahin geführt, daß nicht der Bauer, der ihn besitzt, politisch in die Erscheinung tritt, sondern der Hof. Der Besitzer wechselt, aber der Hof ist das Bleibende in dem Verbande der Dorfgenossen. Wie klar tritt doch in dieser Tatsache die politische Weisheit unserer Vorfahren hervor, die über die kurze Spanne eines Menschenlebens hinweg die Fortentwicklung gemeinsamer Interessen im Auge behielt! Es ist daher auch ganz folgerichtig, daß der Hofname dauernder als der des Besitzers ist, der mit seiner Persönlichkeit vollständig hinter dem Hofe zurücktritt. Wer hineinheiratet in den Hof oder einen solchen käuflich erwirbt, tritt in ein neues Leben, hinter dem seine Vergangenheit verschwindet. Der Hofname überschattet den des Innhabers, und nur aus geschichtlichen — nicht aus rechtlichen — Gründen fügt er seinen Familiennamen dem ersteren an. Erst die Herrschaft Napoleons hat diesen wandelbaren Zuständen, die sich mit der geordneten Verwaltung eines modernen Staates nur schwer vertragen, ein Ende bereitet; doch

sind ihre Nachwirkungen noch heute fühlbar. Indessen hat das starre Festhalten der alten Gewohnheiten doch auch dadurch viele Unzuträglichkeiten mit sich geführt, daß ein starkes Mißverhältnis zwischen den berechtigten Markgenossen und der großen Menge minder begünstigter Bewohner einer Mark entstand.

So klar wie bei diesen Bauernhöfen mit ihren alten Gerechtsamen, ihrer selbständigen wirtschaftlichen Bedeutung und ihrer Ausprägung politischen Lebens tritt die Verknöcherung des Bauernlebens nirgends in Deutschland an der Schwelle einer neuen Zeit auf. Es ist im Grunde dasselbe Gesetz der Entwicklung, das in den Städten die gewerblichen Verhältnisse in Innungs- und Zunftschranken erstarren ließ, die Böhnhasenjagd zu einem Ausdruck ringenden Lebens und das Verhältnis zur Stadtverwaltung zu einer Quelle gegenseitiger Verärgerung machte. Was die Innung in der Stadt war als Träger des wirtschaftlichen Lebens, das hatte sich innerhalb der größeren Landesverbände als gleichfalls wirtschaftliche Körperschaft in den Bauerngerichten, den Morgensprachen organisiert. Politischen Einfluß hatten sie um so weniger, als die verworrenen Verhältnisse sie mehr und mehr auf die engsten Dorfangelegenheiten verwiesen, und die Systeme der vielen Landesgewalten eine Reihe von Mittelpersonen schufen, die zwischen den Untertanen und den Spitzen der Behörden standen. In anderen Gegenden, in denen, wie wir sehen werden, das Dorf als territorialer Begriff eine wesentlich geschlossenere Form trug als bei den Einzelhöfen, tritt dies weniger scharf hervor als hier. Darum mußte an dieser Stelle darauf etwas näher eingegangen werden.

Die inneren Unzuträglichkeiten, welche aus dem Mangel an wirtschaftlicher Bewegung hervorgingen, wie auch die unruhigen Zeitläufte, haben im 18. Jahrhundert manchen Einzelhof zur Aufteilung gebracht. Vor allem aber haben sie die Beständigkeit der Bevölkerung erschüttert. Das sogenannte ostfriesische Lagerbuch von 1428 und seine späteren Ergänzungen berichten darüber schon mancherlei Nachdenkliches. Danach sind von den alten Hofnamen bis 1750 noch auffallend viel vorhanden. Sie verschwinden nach dieser Zeit nicht nur schnell, sondern es können sich die neuen Besitzer der alten Höfe vielfach nur kurze Zeit halten. Die Hofstellen wurden dadurch zerstückelt und auf einen so geringen Umfang eingeschränkt, daß man sie, die in einzelnen Gemeinden die Mehrzahl bildeten, in grimmer Ironie „verdorbene

Bauereien" nennen konnte. Diese dürftige Angabe enthüllt uns die schicksalsschwere Wendung deutlicher als eine lange Schilderung. Über drei Jahrhunderte ist eine kaum bemerkbare Verschiebung des Besitzes eingetreten; 50 Jahre haben genügt, alle Verhältnisse auf den Kopf zu stellen, obwohl das Ammerland, mit dem sich das Lagerbuch beschäftigt, seit dem 15. Jahrhundert durch Krieg wenig in seiner Entwicklung gestört worden ist. Es beweist dies, daß die Erlahmung des bäuerlichen Lebens nicht von außen verursacht ist, sondern daß sie der inneren Verknöcherung des Dorfes entspringt, daß aber der in seinen Lebenskräften er-



Abb. 9. Hof in Sprackensehl bei Wittingen.
(Aus Ranck, deutsches Bauernhaus.)

mattete Bauerngeist sich noch fest an seine toten Formen geklammert hatte. An ihren oft ganz bedeutungslos gewordenen Rechten, die in den sogenannten Bauernbriefen aufgezeichnet waren, hielten die Bauern ebenso fest wie die städtischen Zünfte, als ihre wirtschaftliche Grundlage von neuen Kräften schon erschüttert war. Erst im 18. Jahrhundert, als die oldenburgische Regierung solche Briefe von 52 Bauernschaften einforderte, erhielt sie diese von allen ohne weiteres zugestellt, weil sie wertlos geworden waren, und selbst auf den ehrwürdigen Einzelhöfen das bäuerliche Leben von vielen Fesseln eingeschnürt war. — —

Wo, wie in der Heide, das Land weit und offen daliegt, der braune Heideboden nur düstere Nadelhölzer aufsprießen läßt, da wirkt auch der Einzelhof schon als ein geschlossenes Siedelungsbild. (Abb. 9.) Gerade das Zusammendrängen aller wirtschaftlichen Arbeiten auf einen verhältnismäßig kleinen Fleck, während die Heide rings das kleine Kulturbild umrahmt, hat diesem einen auch von fern schon sichtbaren monumentalen Ausdruck gegeben, der einer dem

städtischen Kunstempfinden näherliegenden Zierkunst nicht förderlich ist. Die Ebene zeichnet an und für sich schon eine Einheitlichkeit vor, die wir übereinstimmend in Westfalen, in den Marschen, der unfruchtbaren Geest oder auch auf den Nordseeinseln in dem Verhältnis des Gehöftes zum Baumwuchs erkennen, und die nach den Kräften des Landes den Hof in sich zu betten sucht. Das Stimmungsvolle der niedersächsischen Niederlassungen beruht zum Teil in den ungekünstelten, nur wenig befestigten oder baumbegleiteten Wegen, die von Sumpf- und Heidepfaden gekreuzt werden und mit Vorliebe den Krümmungen der Flüsse und der Bäche, den Bewegungen des Geländes oder den Grenzen des Kulturlandes folgen.

„Was die Welt vereinfacht, macht sie auch größer“, dieses Wort Ratzels hat in der Heide geschichtlich umgekehrten Wert. Je größer die Heide, um so einfacher, schlichter der Hof, der darum seine stärkste Wirkung in seiner Isoliertheit hat. Wo er aber aneinanderwächst, verliert er etwas von dieser Wirkung in dem Maße, in dem die Siedelungen sich der Ausstrahlungszone der Verkehrs- und Hauptstädte nähern. Ehemals lugte in der Ferne wohl eine stille Kapelle auf, zu der die Bewohner von ihren zerstreuten Wohnsitzen wallten, das Gebetbuch in der Hand, gravitätisch in der alten schönen Tracht, wenn die Klänge der Kirchenglocke feierlich durch die Sonntagsluft hallten; heute liegen die uralten Kirchen aus Granitfindlingen inmitten zahlreicher Höfe, die — einem natürlichen Konzentrationsgesetz folgend — immer näher zusammengerückt sind. Aber auch hier noch bleibt die Entfernung von Hof zu Hof groß genug, um die Vorstellung des Einzelhofsystems aufrecht zu erhalten, wenn auch die Kultivierung der Heide die Feldflur meistens längst zu einem einheitlichen Gefilde gemacht hat, und selbst die Fluraufteilung das äußerlich klare Bild einer geschlossenen Ortschaft verstärkt. —

Bei all den bisher erwähnten Einzelhöfen fanden wir den alten sächsischen Einbau, der Mensch, Tiere und Feldfrüchte unter demselben Dache birgt. Die große Giebeltür öffnet sich auf die Diele, zu der von beiden Seiten die Kühe und Rinder in den Raum blicken, während in der Tiefe der niedere Herd mit seinem qualmenden Torffeuer den Rauch in das ganze Gehäuse dringen läßt. Die dahinter gelegenen Wohnräume gestatten den Blick in den ganzen Wirtschaftsraum, was sich am Tage erübrigt, da sich das ganze wirtschaftliche Leben von früh bis spät auf dieser

Diele — dem inneren Hofe — abspielte. Dieses Sachsenhaus ist in Norddeutschland zwar der hauptsächliche Träger des Einzelhofsystems; es ist im Dorfverbande über ganz Niederdeutschland — ehemals bis nach Pommern und Westpreußen hin — verbreitet; aber es ist durchaus nicht mit ihm ethnographisch oder territorial verbunden. In den friesischen Marschen ist der einzelne Hof vielfach der Vorläufer späterer Dörfer geworden, ein Vorgang, der sich unter unseren Augen noch heute vollzieht; indessen treffen wir hier einen anderen Haustypus, der uns noch beschäftigen wird. Und im ostelbischen Gebiet, wo der Einzelhof zwar selten vorkommt und in seinem Ursprung noch nicht ganz klar gestellt ist, hat er sich auf den sogenannten oberdeutschen Wirtschaftshof gestützt, den wir in Verbindung mit dem mitteldeutschen Dorfe kennen lernen werden. Ihm gehören auch die weiterhin zu beleuchtenden oberdeutschen Einödhöfe an, welche als Zeugen einer weit entlegenen Vorzeit das System der Einzelhöfe auch als geographisch bedingt belegen.

Nordwestdeutsche Haufendörfer.

Ist der Einzelhof höchst wahrscheinlich die älteste Art der Ansiedelung in unserem Lande, so hat sich doch schon früh — und zwar in den Gegenden des ersteren mit ihm gemischt — eine Form herausgebildet, bei der die Hofstellen enger zusammenrücken. Vielleicht schon in römischer Zeit, denn man kann die Stelle des Tacitus, in der er von den germanischen Einzelsiedelungen handelt, ebensogut auf die Haufendörfer wie auf den Einzelhof beziehen. Wenn sich die Vermutung eines bekannten Forschers (Wittich) bestätigt, daß die Germanen bereits zur Zeit des Tacitus in ihrer Mehrzahl kleine Grundherren waren, dann würde schon durch diese Tatsache allein das Haufendorf in jene Zeit hinaufrücken. Man wird mindestens in der Annahme nicht fehlgehen, daß die von dem niederdeutschen Volkslande aus nach Westen und in die südlichen Gebirgsländer vorrückenden Stämme: die Sueben, Chatten und Hermunduren die Vorteile einer zusammenhängenden Siedelungsweise, welche überdies bei der Besitzergreifung eines eroberten Landes schon aus Gründen der Verteidigung nahe lag, erkannt hatten.

Mit dem Haufendorfe sind auch zweifellos neue Geselligkeitstriebe emporgekommen; mindestens erleichterte es die gegenseitige Aussprache und Einigung in allgemeinen Angelegenheiten im

Gegensatz zu der selbständigen Abgeschlossenheit der Einzelhöfe. Es kann daher keineswegs überraschen, daß gerade in dem Gebiete dieser Siedelungsform auch die Weistümer und die sonstigen alten geschriebenen Bauernsatzungen schon früh eine Rolle spielen, und daß die Interessen der Gemeinde, der Bauernschaft in den organisierten Versammlungen, den Burbrinken oder den Bauernsprachen gewissermaßen zu einer ständigen Rechtsgewohnheit wurden. Eine unmittelbare Folge war dann die Bedeutung des Angers als des gegebenen Platzes dieser Versammlungen. Er ist durch das Zusammenrücken der von außen, von der Feldflur nach einem Mittelpunkte rückenden Hofstellen entstanden. Auf ihm befindet sich neben der Kirche und dem Kirchhof ein Dorftümpel und häufig die Dorflinde, unter deren Zweigen die Versammlungen in der Regel stattfanden. Bauernsprache, Anger und Kirche gehören also eng zusammen — sachlich und räumlich. In Westfalen, Hessen und Thüringen sind für das Dorfgericht steinerne Schranken und Tische (Abb. 10), im Osten gewöhnliche Findlinge, unter dem Gerichtsbaume errichtet, oder aber es wurden die Versammmlungen auf den Kirchhof verlegt, der dann wohl auch geeignete Baulichkeiten gehabt hat. Sie sind natürlich mit der zunehmenden Bedeutungslosigkeit der einst einflußreichen Sitzungen verschwunden. Nach dem Anger sind die Gehöfte gerichtet, welche sich jedoch nach keiner bestimmten Regel um ihn scharen, nur durch die Zäune der Vorgärten von den Häusern getrennt, deren kunstvolle Giebelseiten jetzt schon reicheres Prunkbedürfnis verraten. Wohl gab es schon sehr früh Bestimmungen, welche für den Zwischenraum, für die Höhe der Zäune, die Breite des Weges und für behindernde Bäume ein allgemeines Maß festsetzten; im übrigen herrschte reine Willkür in der Lage der Höfe, die durch regellose, bald enge, bald breitere Gassen getrennt waren. Auf diese Weise ist der politische Begriff des Dorfes, der ursprünglich mit den Einzelhöfen als wirtschaftlicher Einheit verbunden war, und die Tendenz zu einem republikanischen Mikrokosmus hatte, zu einem siedelungstechnischen veräußerlicht, der diesen Gedanken baulich zum Ausdruck kommen ließ. Wie sich beim Einzelhof diese Wirtschaftseinheit aus der Flur heraushob, so war es beim Haufendorf die Gesamtheit der Höfe, welche jetzt aber als Massensiedelung von der Flur losgelöst und nicht selten noch von einer Umwallung umzogen war. In einem Punkt bestand jedoch ein großer Unterschied: obwohl die Feldflur schon früh, d. h. im späten Mittelalter,



Abb. 10. Dorfgericht in Hajen bei Hameln. (Nach Photographie.)

zu Sonderbesitz geworden war, so hat doch der Flurzwang eine gewisse Gebundenheit bis in die Gegenwart hinein bewahrt. Dagegen bestand für Gehöfte ein Zwang nur insofern, als Herkommen und Bedürfnisse einen bestimmten Typus — in diesem Falle den sächsischen — zur selbstverständlichen Pflicht machten. In dem überlegenen Gedanken allein, die Höfe aus der Feldflur herauszunehmen und sie auf einem dafür bestimmten Platze zu einer geschlossenen Ortschaft zusammenzuführen, liegt eine aus der Entwicklung hervorgegangene Planung und nicht, wie man annehmen könnte, ein Nachahmen fremder Vorbilder. Wir haben gesehen, daß das Wort „Dorf" Haufe bedeutet; in diesem Haufendorf können wir die tatsächliche Bestätigung dieser bildlichen Beziehung sehen.

Der Bezirk dieser echtgermanischen Haufendörfer fällt mit dem Gebiet zusammen, auf dem sich die erste Ausbreitungsbewegung der germanischen Stämme vollzog, die mit den Cimbernkriegen — etwa um die Wende des ersten vorchristlichen Jahrhunderts — ihr Ende erreicht hatte. Es entzieht sich unserer Kenntnis, welche inneren Ursachen diese Ortsbildung befördert haben; jedenfalls aber können wir in ihr eine sehr alte Siedelungsform sehen, die sich nur in rein germanischen Gebieten nachweisen läßt. Wir finden solche Dorfanlagen in Braunschweig, in den Maingegenden, in Westfalen auf dem sogenannten Hellwege, in der Pfalz, zwischen dem Neckar und dem Oberrhein bis zum Lech

und von diesem bis zur Isar und dem Inn — also in einem Gebiete, das alle drei geographischen Stufen der deutschen Erde umspannt und die verschiedensten Haustypen einschließt. Daß sie auch im nordwestlichen Deutschland — zwischen Rhein und Elbe mit den Einzelhöfen gemischt — verbreitet sind, beweist eine altertümliche Beziehung zu diesen; doch erscheint es immerhin fraglich, ob sie nicht als Folge jener ersten Ausbreitungsbewegung zu erklären sind, die vermutlich von tiefgehenden agrarischen Umwälzungen begleitet war. Jedenfalls sind wir zur Zeit nicht imstande, darüber eine ausreichende Auskunft zu geben.

Künstlerisch betrachtet, ist das Haufendorf eine natürliche Steigerung der Vorzüge des Einzelhofes; aber es beginnt in ihm schon ein leises Abschwenken von der innigen Verbindung zwischen der Umgebung und der Baukunst. Das ist erklärlich, weil mit der Häufung der Baulichkeiten auch der Wunsch entsteht, den Hof architektonisch zur Geltung zu bringen, ein Bestreben, welches durch den beherrschenden Kirchenbau in bestimmte Bahnen gelenkt wurde. Der natürliche architektonische Mittelpunkt der Kirche schafft eine Gliederung sowohl innerhalb des Dorfes als auch nach außen hin, wo der technische Begriff des Dorfes zu einem ästhetischen des Dorfbildes emporwächst. Wurden noch dazu die Kirche und der Friedhof zu einer verteidigungsfähigen Anlage gemacht, dann entwickelten sich durch Zu- und Anbauten aus diesen Anlagen feste künstlerische Grundsätze, denn dann entsteht innerhalb der Höfe eine Art Großhof, der manchem Dorfbilde einen städtischen Charakter gegeben hat. Daß dieses selbst zu Übertreibungen führen kann, bezeugen uns einzelne spätere Einschränkungen. In einem westfälischen Dorfe wird 1370 den berechtigten Bauern und Köttern ausdrücklich die Befugnis gewährleistet, Scheunen auf dem befriedigten Kirchhofe anzulegen. Diese vielfach nachweisbare Bebauung des Kirchhofes hat häufig geradezu zu Unverträglichkeiten geführt, weil sich dabei bisweilen ganze Wohnhäuser entwickelten und böse Rechtshändel entstehen ließen.

Wie schon gesagt, bietet das Haufendorf für die Verteidigung eine geeignetere Grundlage als der Einzelhof, was in den Drangsalen späterer Zeiten nicht verkannt wurde und in manchen Gegenden die Umwandlung der Einzelhof-Gemeinden zu einem Haufendorf bewirkt hat. Indessen ist das befestigte Dorf keineswegs eine spätere Erscheinung. Nach alten Weistümern ist das Dorf mit einer Hecke, das heißt einer undurchdringlichen Ver-

flechtung lebender Baum- und Straucharten oder einem Planken-zaun, dem süddeutschen „Etter" umzogen, aus denen sich oft genug eine wehrhafte Anlage, wie sie uns bei einzelnen süd-deutschen Haufendörfern entgegentreten wird, entwickelt haben mag. Wall und Graben, die sich dann bisweilen dazu gesellen, sind also durchaus nicht grundsätzliche Eigentümlichkeiten der Stadt, sondern sie kommen, wenn auch nicht so häufig, auch dem Dorfe, und besonders dem Haufendorfe zu. Ist doch auch manche spätere



Abb. 11. Pegesdorf bei Polle a. W. Sächsische Häuser im Berglande. (Nach Photographie.)

Stadt aus solchen dörflichen Wehranlagen entstanden, die noch in dem Straßensystem herauszufinden sind!

Treten wir in ein Dorf des nördlichen Westfalen, so glauben wir die benachbarten Einzelhöfe noch vor uns zu sehen, nur ein wenig aneinander gerückt. Doch lassen sie noch soviel Raum zwischen sich, daß besonders im Hochsommer, wenn die Eichen, Buchen, Rüstern und Lindenbäume den Ausblick sperren, wir immer vereinzelte Gehöfte vor Augen haben. Die breiten Fahrwege, welche auch in ihren Abzweigungen nicht erheblich schmäler werden, verstärken den Eindruck ebenso wie einzelne die Gehöfte ein-schließende Knicks, Hecken und Zäune. Man erkennt, daß der Hof noch mit seiner Geschichte draußen in der Feldflur steht, während die Erfahrung ihn schon deutlich zu einem wirklichen Dorfe gruppiert hat. Sowie wir aber die ersten Gebirgsschwellen des Deister und Solling, des Teutoburger Waldes und des Süntel

überschreiten, sowie wir das Weserbergland ersteigen, da wird das Bild anders. Die schmäleren, höheren und baulich entwickelteren Häuser und die nur von Gartenland umgebenen Höfe rücken aneinander, die Wege verengern sich und lassen auch die Nebenwege kleiner werden, kurz es steigt das Ortsbild als eine komprimiertere Siedelung aus der Flur auf. (Abb. 11.) Schon hier, wo die Bevölkerung noch ganz in der Ebene steht, während das Land schon im Übergange zum vollen Berglande ist, zeigt sich so recht der gewaltige Einfluß der geographischen Verhältnisse, der sich weiter südlich in einer radikalen Umwandlung der Bevölkerung äußert.

In einem Punkte aber schließen sich all diese Dörfer zu einer einheitlichen Gruppe zusammen: das ist ihre Eigenschaft als Gewanndörfer, die durch die Aufteilung in Gewanne und den sich daraus ergebenden wirtschaftlichen Kommunismus sich von den Einheitsfeldern vieler Einzelhöfe abheben.

Die friesischen Küsten- und Inseldörfer.

Äußerlich gleichen manche der auf den Inseln der Nordsee gelegenen Dorfschaften den Haufendörfern, ohne daß man jedoch hier eine andere als entwicklungsgeschichtliche Tendenz annehmen darf. Die Dürftigkeit des Landes an Getreidebau und an Bäumen zwingt hier zu einer Ausnutzung geeigneter Bebauungsflächen, die ein buntes Vielerlei der Gehöftanlage zuwege bringt. Zwar hat eine jüngere Zeit die sich durchwirrenden Pfade durch planvolle Verkehrswege und durch den Badeverkehr zu einem breiteren Richtungsbündel vereinigt, aus dem sich leicht eine breite Hauptverkehrsader löst; doch läßt sich häufig noch die Zwanglosigkeit der älteren Anlage unschwer herausfinden. Ein Zusammenhang mit dem oben genannten niedersächsischen Haufendorf läßt sich aber nicht nachweisen; eher ist infolge des fehlenden Ackerbodens und der auf das Wasser gerichteten Wirtschaftstendenz der Bevölkerung auf die hier ebenfalls ehemals beliebte Einzelsiedelung zu schließen, welche sich bei der Ausbreitung in dem festländischen Moorgelände noch heute gewissermaßen als Vorposten zeigt. Man erkennt, daß hier der Hofraum n i c h t das kostbarste ist, sondern daß er der Weitschweifigkeit der Anlage entgegenkommt. Umgekehrt steigt durch die Bewertung des Bodens die Neigung zu dörflichem Zusammendrängen der Höfe, namentlich aber bei jenen älteren Siedelungen, die ursprünglich vereinzelte Warften waren



Abb. 12. Mühldorf auf Rom. (Nach Photographie.)

und nun ein ganz anderes Gesicht erhielten. In den meisten Fällen ergibt sich eine Anreihung von Höfen, die einen verhältnismäßig breiten Luftraum zwischen sich haben und mit Rücksicht auf den Wind nach Süden gerichtet sind. So zieht sich auf der Insel Rom eine Reihe von Ortschaften von der Südspitze fast 18 Kilometer weit nach Norden — immer an der geschützteren Wattenseite entlang — kaum merklich voneinander getrennt und nur in der Lage der Kirche und der Mühle ein einigermaßen beherrschendes Zentrum besitzend. (Abb. 12.) Andererseits haben diese friesischen Inseldörfer noch eine besonderne Eigentümlichkeit in der fast vegetationslosen Umgebung. Denn auf den Inseln, auf denen sich nur verstohlen ein niedriges, verkrüppeltes Waldgebüsch entwickeln kann, das ein zorniges Dreinfahren von Wind und Sturmflut eines Tages vielleicht verschwinden macht, überwiegt der dunkelbraune Heideboden, dem im Sommer der blaue Enzian und das Heideröslein ein etwas lebhafteres Kolorit verleihen. Wo er aber von Tier oder Mensch ein wenig gelüftet ist, da zerrt der Sturm bald den weißen Sand aus der Tiefe, der alle Vegetation in seiner Umgebung erstickt und in mächtigem Vorgelände die Inseln umgibt. Eine Regel in der Anlage läßt sich hier weder aus geschichtlichen Vorgängen noch aus geographischen Bedingungen ableiten. Wo man auch immer die Entwicklung eines Dorfes verfolgt — nur in seltenen Fällen ist man dazu in der Lage — da tritt immer nur die Wertung einer schützenden Lage erkennbar in den Vordergrund: Schutz gegen Wind und gegen Wasser, Berücksichtigung der spärlichen, dem Boden mühsam abgerungenen Wiesen und Weiden und der Uferverhältnisse.

Dem trägt auch das Haus Rechnung, das niedrig und mit kleinen Wohnräumen angelegt und der strengen Winterkälte gegenüber durch wenige und kleine Fenster gerüstet ist. Die festen Ziegelmauern sind außerdem noch durch ein starkes Fachwerkgerüst besonders geschützt; falls die drängenden Wogen das Fachwerk herausspülen sollten, ergibt sich noch immer ein geringer Halt in dem auf Pfählen ruhenden Bodenraum. der wahrscheinlich aus diesem Anlaß noch eine besondere Staatsstube erhielt. Vielleicht ist aus diesem Verlangen nach Schutz auch das Aneinanderrücken der Hofhäuser hervorgegangen, die bald im Winkel, bald in verlängerter Firstlinie angeordnet sind und die Verbindung innerhalb des Hauses



Abb. 13. Marschendorf Ihlienworf (Hadeln). (Aus Ranck, deutsches Bauernhaus.)

gestatten, ohne das Freie passieren zu müssen. Auch sind die künstlichen Wasserlöcher, die sogenannten Fehdinge, eine Eigentümlichkeit der Halligen, welche den zusammengedrängten Höfen ein malerisches Aussehen verleihen.

Das Bestimmende dieser Frieslanddörfer ist immer das Verhältnis von Geest zu Marsch. Die erstere aus sandigen und hochgelegenen, teilweise auch aus Moor bestehenden Gebieten gebildet, ist der ursprüngliche Siedelungsboden, von dem aus die Inselwelt in der erwähnten Halligenart besetzt wurde. Neue Verhältnisse ergaben sich durch die Kultur des Marschlandes, das aus angeschwemmtem Boden eingedeicht ist und in der Regel tiefer als der Meeresspiegel liegt. Das ältere friesische Geestdorf ist wie auf den Halligen aus der Bodenstruktur der Warften, also mehr in willkürlicher Weise, zusammengewachsen, während in den neueren Ortschaften, d. h. immerhin in den letzten sieben Jahrhunderten,

sich ein planmäßiges Bestreben ohne weiteres erkennen und historisch beglaubigen läßt. Bei jenen bildet die Warft mit ihrem herumgelegten Graben eine dem Einzelhof verwandte Gestaltung. Treten zu der notwendigen Brücke noch Haustore, so haben wir eine charakteristische Gestaltung der Anlage schon im Keim, die bei der späteren sächsischen Durchdringung vieler Marschen beibehalten wurde. (Abb. 13.) Bemerkenswert ist das Kolonisationsgebiet auch dadurch, daß die Höfe häufig innerhalb der zugehörigen Ländereien



Abb. 14. Midlum (Land Wursten). (Nach Photographie.)

liegen, die nur durch besondere geschichtliche Ereignisse, wie im Lande Wursten (Abb. 14) oder in der Nähe von Kirchen, zu einer größeren Ansiedelung zusammengewachsen sind, in welchem Falle aber noch die Gärten in nächster Nähe bleiben.

Eine eigene Welt für sich bilden die Marschen, welche sich von der Ems an der Nordsee bis nach Schleswig hinaufziehen, überall die breiten Sumpfstreifen der großen Flüsse bis tief in das Binnenland einnehmend. Ursprünglich wohl ausnahmslos friesisch, sind manche dem andrängenden Sachsentum erlegen, das hier siegreich seine eigne Kultur einführte, während in einzelnen, wie u. a. in dem oldenburgischen Saterland, sich die friesische Bevölkerung fast unvermischt innerhalb der umbrandenden sächsischen Menge erhalten hat. Um nur die größeren dieser in früheren Jahrhunderten sich teilweise einer republikanischen Selbständigkeit erfreuenden Bauernstaaten zu nennen, seien hier von Westen nach Osten gezählt:

Reiderland, Jeverland, Land Wittmund, das erwähnte Ammerland, Butjadingen, Stadingen, alle zwischen Ems und Weser gelegen. Ferner Wuhrden, Wursten, Hadeln, Kehdingen, das Alte Land zwischen Weser und Elbe und die Vierlande, die Kremper- und Wilstermarsch, Land Dithmarschen und verschiedene kleinere, die sich fast bis nach Dänemark hinaufziehen. In der Dorfanlage finden wir eine verhältnismäßige Einheitlichkeit, in der Ausgestaltung der Höfe jedoch eine um so größere Mannigfaltigkeit, die fast von Marsch zu Marsch ihre örtlichen Sonderheiten ausgeprägt hat. Das ist jedoch ein Ergebnis der inneren Geschichte, die aus diesen bäuerlichen Gemeinden bald kleine Republiken schuf, bald unter einzelnen bäuerlichen Dynastengeschlechtern in langandauernde politische Beziehung zu anderen deutschen Staatswesen brachte, bald auch in langen schweren Kämpfen an andere Herrscherhäuser kettete, von denen die oldenburgischen Grafen, die Fürsten von Lauenburg, Braunschweig, Holstein und selbst dänische Herrscher in erster Linie zu nennen sind. Sogar die Bischöfe von Münster, die Erzbischöfe von Bremen suchten hier festen Fuß zu fassen, ohne daß die Bauerngemeinden — Dithmarschen in erster Reihe — ihre Selbständigkeit gänzlich verloren, die sich nicht zuletzt in vielen Ordnungen über die Bauart von Dorf und und Haus äußerte. Wenn man es nicht auch an anderen Stellen beobachten könnte, so würde die Einsicht der friesischen Dorfordnungen davon überzeugen, daß die schlichte Schönheit unserer Dörfer nicht zum wenigsten dieser gesetzlichen Zügelung zu verdanken ist.

Der Altländer mit seinen großdachigen, mit bunten Ziegeln gemusterten Fachwerkhäusern, unter denen die breite massive Kirche fast verschwindet, beherrscht das südliche Ufer der Unterelbe; die friesische Bauerngemeinde mit den fast im Wiesenland versunkenen Backsteinhäusern die Küsten des Meeres und die Emsufer; eine weitschichtigere und an der Langseite mit einem Giebel geschmückte Abart desselben Stammes die schleswig-holsteinische Westküste. Holländischer Einfluß hat zwischen Ems und Weser gewirkt und schließlich ist auch eine neuholländische Art, die selbst das altsächsische Haus gekreuzt hat, in dem Heuberge, einer T artigen Ausgestaltung des Grundplanes bis in die Eiderstädter Marsch vorgedrungen. Alle diese Verschiedenheiten sind eng mit der Natur des Landes verbunden geblieben, die einerseits durch den Mangel an Bauholz zu einer Einschränkung des Holzbaues, andererseits



Abb. 15. Kitscherberg (Vierlande bei Hamburg). (Nach Photographie.)

zu einer reicheren Anwendung des Ziegels führte, der bei den Wohnbauten des Altenlandes vielleicht seine künstlerisch entwickeltste Stufe erreicht hat. In demselben Maße, in dem sich die Marschen festigten und durch neue Eindeichungen von dem Meere entfernten, in demselben Maße umgürtete sich das Dorf mit einem dichten Mantel von Pappeln, Weiden und Erlen, soweit der heftige Seewind solche zur Entwicklung kommen ließ. Der Turm der kleinen Feldsteinkirche — massiv und breit wie das friesische Haus — reckt sich hier und dort in die Höhe, als Wahrzeichen dienend für den Seefahrer wie für den Landfahrer, der sich in dem grünen Marschenland zurechtzufinden sucht. Halt und Richtung erhalten all diese Dörfer durch den mächtigen Deich, hinter dem sie wie auf breiter, künstlich geschichteter Bodenschwelle lagern.

Eine andere Welt finden wir in den elbumschlungenen Vierlanden bei Hamburg, deren Bewohner — ursprünglich wohl friesischen Ursprungs — sich allmählich durch Zuwanderung sächsischen Gewohnheiten anbequemt haben. Die vier Dörfer liegen in einer langen Zeile innerhalb der großen Deiche, die Wohnseiten diesen, die Wirtschaftsseiten den Wiesen zugekehrt. Nur an den Innendeichen sind die Gehöfte zu beiden Seiten des Dammes angeordnet, auf diese Weise ein regelrechtes Straßendorf bildend. (Abb. 15.) Dieselbe Anordnung kehrt auch in anderen Marschen wieder, wo oft zwei Gehöftreihen den Anger und die Kirche umschließen. So entwickelt sich fast unmerklich — geleitet von der natürlichen Grundlage des Landes — das Straßendorf, das auch



Abb. 16. Veenendorf Westerhauderfehn bei Leer. (Ostfriesland.) (N. Photogr.)

an anderer Stelle, mitten im Gebiet der Einzelhöfe und Haufendörfer, als die natürliche Entwicklung der Dorfanlage erscheint.

Seit man begonnen hat, in den meilenweiten Hochmooren Ostfrieslands Kolonien anzulegen — etwa seit 1750 — hat man das bewährte System, das sich in Holland herausgebildet hatte, und das wir bereits als Veenenkolonie kennen gelernt haben, einfach beibehalten. Durch einen großen Kanal, von dem sich viele kleinere abzweigten, wurden die Gelände entwässert und diese mit Siedlern besetzt. Sind so große Strecken der Kultur gewonnen, dann wird ein neues Kanalsystem an das erste geschlossen, neue Kolonisten werden angesetzt, die mit ihrem Neudorf oft nur die Fortsetzung des älteren bilden. Eine Gemenglage der Ackerfelder ist hier, wo jeder Bauer inmitten seiner Ländereien wohnt, die er sich mühsam in einem Menschenleben errungen hat, ausgeschlossen. Es ergibt sich von selbst das Schema der langgedehnten, tief in das Moor einschneidenden Parallelfelder, wie sie schon von flandrischen Kolonisten im 12. Jahrhundert bei Bremen angelegt worden sind, und die sich überall finden, wo friesische Kolonisten Sumpfgelände besiedelten. Was für das den Marschen benachbarte alluviale Geestland die Wege sind, das wird in den Veenenkolonien durch die Wasserkanäle ersetzt, deren Ufer von schmalen Treidelwegen begleitet werden. (Abb. 16.)

Die westdeutschen Straßendörfer.

Wo deutsche Dörfer von den Grundherrschaften angelegt worden sind, da lag die Anwendung eines konzentrierten Schemas nahe. Zum Teil hatte auch der Einzelhof und das Haufendorf



Abb. 17. Straßendorf Dinker bei Soest. (Nach Photographie.)

schon recht früh sich in eine Anlage umgewandelt, bei der sich die Höfe mehr oder minder um eine angerartige Straße gruppierten. Schon aus Verteidigungsrücksichten empfahl sich diese Anlage in den altgermanischen Stammlanden des Nordwestens, seitdem sich die verhältnismäßige Sicherheit der frühesten Zeit durch die Gründung größerer politischer Staaten und durch die damit verbundenen kriegerischen Erschütterungen verflüchtet hatte. Es kann daher nicht wunder nehmen, wenn wir selbst in Westfalen (Abb. 17), in Hannover und Schleswig-Holstein schon alte regelmäßige Straßendörfer finden. Nicht selten ist noch in verhältnismäßig jüngeren Zeiten in den bäuerlichen Urkunden von der Instandhaltung der das Dorf umschließenden Befestigung die Rede, die natürlich hauptsächlich in dem Graben und dem Verhau bestand. Aber schon in einem altjütischen Gesetz des 12. Jahrhunderts wird davon gesprochen und gesagt, daß nur die vier Tore zu passieren erlaubt sei, nicht aber beliebige Übergänge, die für den Einwohner wohl nahe gelegen haben mögen. Vielleicht ist dieses Gesetz eine der Ursachen geworden, daß sich in einem so urdeutschen Lande wie Schleswig-Holstein der Einzelhof und das Haufendorf nicht die beherrschende Stellung haben bewahren können, die es zwischen Ems und Weser hat. Seinen Hauptgrund hat diese Erscheinung aber wohl in der reichen völkischen Mischung der Bewohner wie in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes. Im Westen haben, wie wir schon gesehen, die Friesen bestimmend ge-

wirkt, in der Probstei und der Eutiner Gegend treffen wir Holländer, Sachsen im westlichen Holstein zwischen Elbe und Eider, nordwärts erhebliche Bruchteile dänischer Bevölkerung, im Osten Nachkömmlinge, bzw. Vermischungen von Slaven und Deutschen, und schließlich auch noch vereinzelte westfälische Ansiedler. Die ursprünglich freie Bevölkerung, welche in Einzelhöfen und in Haufendörfern saß, hat sich in der Größe und der Zahl der großen Bauerngüter und die politische Schichtung in der hohen Anzahl der Rittergüter noch heute deutlich ausgedrückt, die sich zu den Bauerndörfern etwa wie 1 : 5 verhalten. Neben den freien, mit Wehr und Waffen dienstpflichtigen Eigentümern, den Bonden, treten schon früh die Festen oder Lansten auf, die auf dem Hof zwar frei schalten konnten, die Ländereien aber in Pacht hatten. Kleinere Besitzer, die mehr oder weniger in Abhängigkeit von den Bonden blieben, die Kätner und Insten, sind von den Bauerngütern abgesplittert. Leibeigenschaft, die wir in Süddeutschland und den Kolonialländern finden, hat sich in Schleswig-Holstein erst im 17. und 18. Jahrhundert gebildet; sie ist auch nie so hart gewesen wie in jenen. Der schwerste Schlag für sie war jedenfalls die Bauernbefreiung, wenn man diesen Ausdruck unter den besonderen Verhältnissen anwenden darf. Als zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Leibeigenschaft, die übrigens mehr in Holstein als in Schleswig bestanden hat, aufgegeben wurde, nahm man den Leibeigenen die Güter, auf denen sie früher erbsessen waren, fort, machte Meierhöfe daraus und setzte die ehemals Unfreien auf kleinere und schlechtere Höfe.

Auf diese Weise ist der merkwürdige Zustand geschaffen worden, daß es in diesem Gebiete große Straßendörfer gibt, deren Bewohner nur wenig Land besitzen und auf gewerbliche Tätigkeiten oder auf Arbeit auf den Gütern angewiesen sind. Zumeist findet man auf diesen Dörfern das altsächsische Haus, das im Norden einer dänischen Langform Platz macht. Die Neigung zu straßenförmiger Anlage findet sich jedoch auch mitten unter den alten Haufendörfern. Vielfach liegen die Dörfer dabei an der südlichen Seite einer Anhöhe, um vor den Nordwinden geschützt zu sein. Die unregelmäßig verteilten Gehöfte gruppieren sich in bekannter Weise um einen geräumigen Anger, der den Dorfteich, das heute meist von der Schule ersetzte Hirtenhaus, die Schmiede, das Spritzenhaus und den Gasthof, häufig auch die alte Kirche enthält, wobei indessen zu beachten ist, daß hier

oft viele Dörfer der Kirche entbehren und einem größeren Kirchdorfe eingepfarrt sind. Slavische Runddörfer finden sich auf der abgelegenen Insel Fehmarn und auf dem benachbarten Festlande. (Abb. 18.)

Ein ganz eigenartiges Gesicht erhalten — mit Ausnahme der westlichen Marschgebiete — die schleswig-holsteinischen Dörfer in der Abschließung der Fluren durch die oft baumhohen Knicks, eine dichte Hecke aus Hasel-, Flieder-, Hagebutten-, Brombeerensträuchern, Hainbuchen, Weißdorn, Eschen u. a. Bäumen, die in malerischen Linien sich über die Felder ziehen und auf künstlichen Wällen angelegt sind. Sie sind durch hölzerne Dreh-



Abb. 18. Slavisches Dorf auf Fehmarn mit viereckigem Anger.
(Aus Ranck, deutsches Bauernhaus.)

pforten geschlossen und auf den über sie hinwegführenden Fußwegen durch Stigeln überschreitbar. Zwar findet man sie auch im nördlichen Hannover und Westfalen, in dem westlichen Mecklenburg und vereinzelt auch in der Prignitz; nirgends aber sind sie so eng verbunden mit dem Charakter des Landes, das dadurch etwas Gartenähnliches erhält, wie in den meerumschlungenen Herzogtümern. So alt diese Feldeinteilung auch ist — die Angeln haben sie u. a. auch nach England gebracht — so ist sie doch zum Wahrzeichen Schleswig-Holsteins erst durch die vermutlich im 15. und 16. Jahrhundert beginnende Waldverwüstung geworden, welcher die Bildung einer ausgedehnten Heide folgte. Gegen die vernichtenden Meereswinde bieten sie den Äckern einen guten Schutz, abgesehen davon, daß auch die Viehzucht ihrer zur Abschließung der Koppeln bedarf.

Das ostdeutsche Straßen- und Reihendorf.

Östlich von dem alten Volksgebiete ist das norddeutsche Tiefland reicher gegliedert als in den ebenen Geländen des Westens. Wald und Seen beleben das an und für sich einförmige Land, das in seinen verschiedenen Gebieten noch heute viel dürftigen Heideboden hat. Vor allem aber findet sich hier der Wald, der in großen zusammenhängenden Massen sich von den mitteldeutschen Bergen bis fast an die Ostsee erstreckt, wenn auch von der Kultur breite Lichtungen geschaffen worden sind. Die Provinz Brandenburg ist ja auch heute noch eines der waldreichsten Gebiete in Deutschland! Siedelungen in einem solchen Lande haben von vornherein etwas Waldnatur; hier trifft das Wort zu, daß das deutsche Haus in seinen Anfängen noch im Walde steht. Das zeigt sich sowohl in der ausgibigen Verwendung des Holzes als Baustoff, welcher vereinzelt von den reich vorhandenen Findlingen und später von dem Backstein verdrängt wurde, als auch in den engen Beziehungen vieler Dörfer zu ihren Gemeindewaldungen.

Wie das Land reich gegliedert ist in Sumpf, Moor, Wasser, Heide, Wald- und Wiesengebiete, so bietet auch die Bevölkerung ein buntes Mosaik von Stämmen, die indessen durch die Natur des Landes und den äußerlich vielfach ähnlich verlaufenden geschichtlichen Ereignissen miteinander ausgeglichen sind. Zu den wahrscheinlich übrig gebliebenen Resten der germanischen Stammbevölkerung kamen slavische Stämme, die wiederum einer starken Einwanderung sächsischer, friesischer, fränkischer, thüringischer Bevölkerung erlagen. In diese — in sich bald einheitlich gewordene — Masse wurden später noch Einschiebsel holländischer, schweizerischer, tiroler, böhmischer, selbst französischer Volkssplitter gesetzt, die sich äußerlich in Gewohnheit und Sitte einschmolzen, in Denkungsweise und Sprache aber noch manche Eigentümlichkeit bewahrt haben. Nur im äußersten Osten ist der slavische Untergrund unvollkommen von der deutschen Kultur überschichtet worden, wenngleich die Wenden, Kaschuben, Kuren und Littauer ihre Eigenart fast ganz, die Masuren zum Teil aufgegeben haben, während die Polen, unter denen sich viele slavisierte Deutsche befinden, noch stark der deutschen Kultur widerstreben.

Schon Karl der Große hat durch Kolonisation der holländischen Marschländereien stark auf die Entstehung des Reihendorfes hingewirkt, das uns besonders in den Weser- und Elb-

marschen entgegentrat, das aber zu einer charakteristischen Landesform erst in den ostelbischen Kolonisationsgebieten geworden ist. Vielfach ist es mit einer größeren Hufe als das Dorf im altgermanischen Volkslande begabt, der Königs-, Wald- oder Hagenhufe, die 60 Morgen mißt, während die durchschnittliche Anzahl der Hufen bei den alten Dörfern die Hälfte beträgt und die Dörfer Brandenburgs und Schlesiens mit 40 Morgen ausgestattet sind. Schon die Gestaltung der Flur, welche wie bei den Veenenkolonien in lange schmale Streifen geteilt ist und somit die Gehöfte in einer langen Reihe anordnet, weist auf eine planmäßige Anlage hin. Die meisten Dörfer stammen in der Tat aus der Zeit der großen Siedelungen, also aus dem 12. und 13. Jahrhundert, in denen der von den Slaven überflutete Osten mit deutschen Dörfern besetzt wurde. In Mittel- und Süddeutschland, wo ja vor dieser Zeit — wenn auch in kleinerem Maßstabe — ebenfalls viele neue Dörfer angelegt wurden, erkennt man den Weg, den die Siedelungsbewegung genommen hat, an den Ortsnamen, die durch reut, rüti, rode, hain, hagen, wald, busch, grün, hart, ried, brand, schlag, gschwand, schwendi u. a. die Rodung anzeigende Endigungen als solche Neuansiedelungen sich bemerkbar machen, in dem ostelbischen Tieflande am häufigsten an au, hausen, walde, feld, see u. ä.

Betrachten wir die Dörfer nunmehr im einzelnen. Unterschiede in den verschiedenen Gebieten sind nur unbedeutend und dann meist örtlicher Natur, die sich hauptsächlich in der meist oberdeutschen mit dem Eingang an der Langseite gekennzeichneten Bauart der Häuser und der Kirchen zeigen. Die alte Flureinteilung in Gewanne — soweit sie überhaupt vorhanden war, ist zum größten Teil durch die schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eingeleitete Separation verwischt; nur die in einzelnen Niederungsgebieten übliche streifenförmige Waldhufe ist davon unberührt geblieben.

Im Osten Deutschlands ist das Reihen- oder Straßendorf die Regel, weil es praktisch, und viele der Kolonisten aus Gegenden stammten, in denen diese Form gebräuchlich war. Wo sumpfige Gelände besiedelt wurden, lag überdies eine Anlage in der Art der friesischen Moordörfer nahe wie z. B. in den von Holländern kultivierten Elbniederungen zwischen Dömitz und Lenzen. Dann reihen sich die Gehöfte kilometerlang aneinander, einreihig und mit der Front nach dem Gelände. Viele der hier in Frage

kommenden Gebiete, die heute politisch getrennt sind, haben oft derartig gemeinsame Züge, daß sie am besten im Zusammenhange zu betrachten sind.

Sachsen-Brandenburg. Während die Provinz Sachsen mit ihrem westlichen Teil noch altgermanisches Land ist, gehört der überwiegende östliche Teil und Brandenburg in das Kolonisationsgebiet. Mehr oder minder ist das Land erst in dem 12. und 13. Jahrhundert mit Dörfern besetzt worden, die — ursprünglich durchaus frei — doch an dem Niedergang des Bauerntums in starkem Maße beteiligt waren. Die Fürsten riefen Ansiedler aus dem Westen, hauptsächlich Flamen, ins Land, die sich dorfweise niederließen. Persönliche Freiheit, Vererblichkeit und Veräußerlichkeit des Bauerngutes waren ihnen gewährleistet. Auch die ritterlichen Geschlechter, welche slavische Dörfer oder Ansiedelungen auf Ödland erhielten, stellten dieselben Freibriefe aus. Vom Anfang des 16. Jahrhunderts indessen verloren die Bauern ihre unmittelbaren Beziehungen zu den Landesherren dadurch, daß diese die landesherrlichen Rechte immer weiter an die Ritterschaften veräußerten, welche ihrerseits die Bauern durch Fronen bedrückten, sie unter Umständen durch Auskauf verdrängten und schließlich die übrig gebliebenen durch Verbot des Fortziehens, durch Heiratszwang und den Dienstzwang der Kinder immer mehr der Leibeigenschaft entgegentrieben. Das Land verödete mehr und mehr; die Bauerndörfer verschwanden zum Teil in den vielen Kriegen, zum Teil durch Auskauf; die Rittergüter nahmen an Zahl und Größe zu. Für die alte Mark Brandenburg liegen Berechnungen*) vor, die die Verschiebung des Besitzes veranschaulichen. Während um 1300 die Rittergüter der Altmark im Durchschnitt $3\frac{3}{4}$ Hufen besaßen, waren sie 1337 in der Uckermark auf $6\frac{1}{4}$, in der Mittelmark 1375 auf $7\frac{1}{2}$ und 1337 schon in der Neumark auf durchschnittlich $8\frac{1}{2}$ Hufe gestiegen. Daraus ergibt sich die verheerende Wirkung dieses Jahrhunderts, zugleich aber auch die zunehmende Größe der Güter im Osten. Das mußte auf den Charakter der ehemals großen Bauerndörfer erheblich einwirken.

Nördlich sind beide Provinzen zumeist mit deutschen Dörfern besetzt. Es sind, abgesehen von wenigen slavischen Rundlingen, Straßendörfer, in der Mitte des Angers die granitne oder back-

*) C. J. Fuchs in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt. XII.



Abb. 19. Vehlow (Brandenburg.) (Nach Photographie.)

steinerne Dorfkirche (Abb. 19), deren breiter, sattelgedeckter Turm bisweilen zur Verteidigung eingerichtet ist, in der Runde Gehöfte, welche ursprünglich wohl das alte Sachsenhaus enthielten. Heute ist es auf den Westen der Altmark und den Norden der Prignitz beschränkt; aber noch läßt sich sein altes Verbreitungsgebiet durch die ganze Mittelmark bis Pommern umgrenzen. Es ist auffallend, daß noch heute viele dieser Sachsendörfer, wenn man sie so nennen darf, große Bauerndörfer sind im Gegensatz zu den vielen gutsherrlichen, welche in der Regel das Sachsenhaus durch ein Langhaus ersetzt oder es in seiner Grundlage verändert haben. Allerdings haben auch die Gutsherren, welche häufig mitten in Bauerndörfern sitzen — bisweilen mehrere Familien zugleich — dem Dorfe wie dem Gutshofe ein architektonisches Element beigesteuert, das zu dem schönen Bilde mancher Siedelung erheblich beiträgt. Unser ostniederdeutscher Adel ist früher nicht in der Lage gewesen, und wenn er es gewesen wäre, hätte er wenig Neigung verspürt, inmitten seines Gutshofes große Paläste zu errichten. Nein, im Gegenteil! Er lehnte sich bei seinen Bauten unmittelbar an die Umgebung an, errichtete Scheuern und Ställe wie seine Bauern, ein wenig größer, wie es sich für den gesteigerten Wirtschaftsbetrieb nötig machte, ein wenig massiver vielleicht, und dann setzte er sein etwas geräumigeres ein- bis zweistöckiges Wohnhaus mitten hinein. Gewöhnlich schloß sich noch ein Park an.

Eine durchaus konservative Stimmung lagerte über dem Gutsdorf wie über dem Dorf, die ihm glücklicherweise auch heute

noch geblieben ist. Ob das Holz von dem Fachwerk und dem Ziegel abgelöst ist, stets bleibt das Haus ein schlichtes Bauwerk, das Dorf ein echtes Tieflanddorf mit Anger und Teich, in den alte Weiden, Linden oder Kastanien hinunterschatten, den freundlichen, von Holzgattern — stellenweis von Granitfindlingen — abgeschlossenen Vorgärten und den strohgedeckten Häusern. Alles ist breit angelegt, auseinandergezogen, alles unter Baumkronen versteckt. (Abb. 20.) Die alte Dingstätte hat sich an manchen Orten erhalten, meistens unter der uralten Linde, in deren Gezweig wundersame Märchen und Sagen flüstern. So manche Friedenstat ist unter ihren Zweigen beschlossen, aber auch manche Untat gesühnt worden. Denn nicht nur das Feldgericht hielt hier seine Sitzungen ab, um die gemeinsamen Dorfangelegenheiten wie Bau und Veränderung von Wegen, Triften, Gehegen, Brücken und Gräben, Verkäufe, Bestellungen u. a. zu ordnen, sondern oft auch sah der Baum das Urteil an Missetätern oder an solchen, die man dafür hielt, vollstrecken. Und treten wir auf den Kirchhof, der die in märkischen und sächsischen Dörfern selten fehlende Kirche umgibt, und nach dem Anger durch eine Mauer abgeschlossen ist, dann erzählt uns auch der durch den jahrhundertelangen Gebrauch erhöhte Boden nicht nur vom Vergehen der Geschlechter, sondern auch von Friedenstaten, die sich auf seinem Rasen ereigneten, namentlich von den gemütlichen Morgensprachen am Schlusse des Gottesdienstes.

In den ehemals wendischen Gebieten, d. h. im östlichen Zipfel Sachsens und dem Südosten Brandenburgs sind die Dorfhäuser noch heute im Blockbau, jener urtümlichen, einst allgemein angewandten Bauart Nordosteuropas errichtet, die nicht selten sich auch auf die Kirche erstreckt. Aber auch solche Hütten, von denen der Schweizer Servetius um 1550 sagte, daß die Landbauern der Mark in ihren aus Lehm und Holz erbauten, kaum aus der Erde hervorguckenden, mit Stroh bedeckten einzelnen und zerstreuten Hütten wohnen, sind längst noch nicht alle verschwunden, sondern sind in den ärmlichen Dörfern des Ostens — namentlich der feuchten Flußniederungen — erhalten. In den behäbigeren Bauerndörfern, in der reichen Magdeburger Börde, einzelnen Strichen der Altmark, in der Prignitz u. a. ist dagegen eine gewisse Baufreudigkeit zu verfolgen, die sich namentlich im 18. Jahrhundert bemerkbar macht. Prächtige Bauernhöfe haben besonders die Lenzer Wische an der prignitzer Elbniederung. An anderen Stellen,



Abb. 20. Pessin (Osthavelland.) (Nach Photographie.)

wie in den von der Plane und Nuthe durchflossenen Niederungen, wo sich der Einfluß der ehemals klösterlichen Grundherrschaft Lehnins nur schonend bemerkbar machte, sind gleichfalls prächtige Bauernsitze entstanden, die für Brandenburg einen Höhepunkt der baulichen Entwicklung bedeuten. Ist freilich die Entfaltung durch die Grundherrschaft gehemmt, dann beschränken sich die Bauern auf bescheidene Zweckbauten, die aber gerade durch ihre Schlichtheit und die altertümliche Anlage auch diesen Dörfern einen malerischen Reiz verleihen, der erhöht wird, wenn — wie so häufig — die baumreiche Natur das Dorf in ihren Schatten nimmt. Indessen bergen selbst die gutsherrschaftlichen Dörfer, die eigentlich nur aus Tagelöhner-Wohnungen bestehen, manche Schönheiten, welche den modernen städtischen Bauarten weit überlegen sind.

Wer die Poesie des Dorfes überhaupt empfinden kann, findet sie auch auf dem ärmsten Boden. Friedlich lagert es sich in den Mulden des uralisch-karpathischen Höhenzuges, spiegelt es sich in den vielen blauen, schilfumgürteten Seen oder träumt weltverloren im Schatten dichter Wälder. (Abb. 21.) Trotz aller Drangsale der Kriege oder der Bedrückungen seitens der kleinen Grundbesitzer, gegen die unter anderm selbst die Hohenzollern bis zu Friedrich dem Großen machtlos waren, haben der Märker und der Sachse ihr Heimatland geliebt und es gegen auswärtige Feinde verteidigt. Es ist nicht die laute Freude des Pfälzers oder das stolze Selbstbewußtsein des Friesen, noch auch die zähe Beharrlichkeit des Niedersachsen, die den Märker an sein Dorf ketten, sondern die stille Selbstgenügsamkeit ernster Arbeit, welche

die verschiedenen Volksstämme ihrem Heimatboden einwurzelten. Sind es doch märkische Bauern gewesen, welche in den Schwedenkriegen das unvergängliche Denkmalswort prägten: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserem gnädigsten Kurfürsten mit unserem Blut." Freilich an gutem Willen hat es diesen selten gefehlt, ihren Bauern die Lasten, welche die Entwicklung ihnen auferlegt hatte, zu mildern. Erfolgreich konnten sie es aber erst, nachdem eine neue Zeit die ganze Grundlage des Staates verändert hatte.

Mecklenburg und Pommern. Zu den slavischen Staaten, welche an der Staatenbildung in der norddeutschen Tiefebene stark beteiligt sind, gehören Mecklenburg und Pommern in erster Reihe. Das erstere, welches schon seit der Mitte des 12. Jahrhunderts im Westen und Südwesten des Schweriner Sees eine vorwiegend niederdeutsche Bevölkerung erhielt, Pommern, das durch eine vorsichtige Politik das Gros seiner slavischen Bevölkerung friedlich deutschen Einflüssen und deutscher Vermischung zuführte, boten einer bodenbebauenden Bauernschaft ein gewaltiges Wirkungsfeld. Freilich haben sich später gerade hier die Verhältnisse ungünstiger entwickeln müssen, weil die freien Bauernschaften zurückgingen und sich große Güter bildeten, die die Bauerndörfer isolierten und sie mehr oder minder in solche von Leibeigenen umwandelten. Stellenweis ist in Mecklenburg der Bauer fast völlig ausgerottet und das anbaufähige Land in das landesherrliche Domanium und das ritterschaftliche Land aufgeteilt, das allein mit den 47 Landstädten und der Hansestadt Rostock Träger der politischen Entwicklung wurde. Der Bauer ist damit, wie im wirtschaftlichen Leben, so auch aus der Politik ausgeschaltet worden. Nur wenige hundert Zeit- und Erbpachtstellen sind die Reste der Bauernschaften, die einst hoffnungsvoll das neue Land besiedelten. Und wo, wie es seit 40 Jahren eingeleitet ist, die Bildung eines neuen auf Erbpacht gegründeten Bauernstandes versucht wurde, da wurde die Entwicklung von vornherein durch mancherlei Fesseln ebensowohl gegen Verringerung wie auch gegen Vergrößerung des Erbgutes eingeschränkt. Noch im 16. Jahrhundert waren die Aussichten für den Bauern nicht ungünstig, die aber durch die Verfassung von 1523 und später von 1755 vollständig versperrt wurden. — Als in Mecklenburg die Leibeigenschaft 1821 aufgehoben wurde, bedeutete diese Maßregel nur den Anfang einer Abwanderung, nicht aber einer Erstarkung der bäuerlichen Be-



Abb 21. Dorfteich in Wiepersdorf (Brandenburg). (Nach Photographie.)

völkerung. In Pommern schwankte die Entwicklung lange Zeit, dank der sich kreuzenden äußeren Politik. Hielten anfangs die Dänen den Nordwesten — besonders die Insel Rügen — für ein Kolonisationsgebiet, das allerdings nur wenige Reste ihrer Herrschaft behalten hat, so ist der ganze Osten mehrere Jahrhunderte lang polnischen Einflüssen offen gewesen, während sich Mittelpommern und der Süden sowohl politisch wie völkisch mehr an die Mark lehnten. Da auch große Gebiete dem mittelbaren Einflusse geistlicher Herren offenblieben, so hat, von dem kassubischen Osten abgesehen, sich manches große Bauerndorf erhalten können.

Die Erscheinung und die Entwicklung der Dörfer hängt in beiden Gebieten zusammen mit ihrem Verhältnisse zum Grundbesitz. Gibt es doch Teile, wie u. a. Neuvorpommern bis zum Regierungsbezirk Stettin, in denen die großen über 100 Hektar zählenden Güter fast allein vertreten und die Bauerndörfer fast verschwunden sind. Es würde sicher einseitig sein, wollte man diese Tatsache allein der für ganz Deutschland einschränkend wirkenden Übermacht der Grundherrschaften zuschreiben, obwohl das Legen der Bauern jahrhundertelang, und von keiner Fürstengewalt gehemmt, vor sich gegangen ist. Das Fehlen großer und einflußreicher Städte, welche durch ihre Kultur und durch ihre Eigenschaft als Verwaltungsmittelpunkte Wechselbeziehungen zwischen Stadt und Dorf

herstellen konnten, fällt hier ebenso ins Gewicht, wie der Mangel an kleineren Waldgebieten die Bildung von Dorfschaften als territoriale Einheiten begünstigte. Während die beiden Mecklenburg und Pommern 10 bis 20 %, Westpreußen und Posen 20 bis 30 % und Brandenburg 30 bis 40 % Waldbestand aufweist, wächst das Garten- und Ackerland in umgekehrtem Verhältnis, nämlich Brandenburg 40 bis 50 %, Mecklenburg und Pommern 50 bis 60 % und Posen sogar über 60 %. Der Charakter als ebene Ackerbaufläche drängt zu einem einheitlicheren Großbetriebe, dem viel freie Dörfer zum Opfer fielen, dem sich selbst die urdeutschen, im Norden Mecklenburgs und Pommerns von Westfalen angelegten Hagendörfer und die wenigen, vermutlich friesischen, Stranddörfer Pommerns nicht entwinden konnten.

Die Anlage der Dörfer erfolgte systematisch als Straßendörfer, zu denen die wenigen Rundlinge nur noch Ausnahmedenkmale der alten slavischen Bevölkerung sind. Die vielfach mit prächtigen alten Bäumen bestandene Dorfstraße ist meistens ausgebuchtet, um dem Teich, der Kirche und anderen der Gemeinde dienenden Baulichkeiten Raum zu geben. Die der Straße zugewandten Häuser liegen etwas zurück; so erscheint — besonders in Mecklenburg — der Anger größer, das Dorf weitlagiger als in anderen Gebieten. Ringsherum, den Gehöften nach außen angehängt, liegen die Worthen, das sind Gartenstücke, welche sich bis nach Ostpreußen verfolgen lassen. Weidenzäune, in den steinreichen Moränengebieten auch Findlingsmauern, deren Lücken durch Moose gefüllt sind, schließen die Gehöfte nach der Straße ab, während im Westen Mecklenburgs die Flur durch die uns schon bekannten Knicks belebt wird. Eine besondere Art der Dorfanlage haben wir in den erwähnten Hagendörfern, die meistens von den pommerschen Klöstern angelegt und einzeilig gebaut sind. Im Süden Pommerns besitzt der sogenannte Weizacker in der Umgebung von Pyritz große Bauerndörfer von fast tadellos regelmäßigem Aufbau, die stellenweis allerdings erst von Friedrich dem Großen angelegt worden sind und große schöne Bauernhäuser einschließen. (Abb. 22.) Das unveränderte Westfalenhaus hat sich heute auf einem nach Osten zu immer dünner werdenden Streifen bis nach Hinterpommern erhalten, während es sich südlich zu einem leicht erkennbaren Abkömmling umgewandelt hat, sich an anderen Stellen jedoch auch von dem charakteristischen Laubenhaus hat verdrängen lassen und im Osten zugunsten des kassubischen Lang-



Abb. 22. Tetknin bei Pyritz. (Nach Photographie.)

hauses verschwunden ist. Mit der Auflösung der freien Bauerndörfer steht natürlich die Entwicklung des Gutsdorfes im Zusammenhang, das in der Grundlage wohl Straßendorf geblieben ist, sich jedoch schon äußerlich durch Kleinheit als dem großen Gutshofe angegliederte Siedelung ausweist. Nur der prächtige Baumbestand verdeckt dies manchmal, dagegen verschönt die uralte ansehnliche Granitkirche in Mecklenburg und Neuvorpommern nur bei verhältnismäßig wenigen Dörfern das Gesamtbild, da hier, namentlich im Sprengel des Güstrower Bischofs, viele Dörfer eine gemeinsame Mutterkirche, wenige eine Filialkirche besitzen, die meisten aber eines Gotteshauses entbehren.

Ost- und Westpreußen. Als König Friedrich Wilhelm I. die Leibeigenschaft 1719 in dem damaligen Preußen aufhob, die sich nach dem schon bekannten Entwicklungsgange der landwirtschaftlichen Bevölkerung des Ostens auch hier herausgebildet hatte — sehr unterstützt noch von der zeitweilig tief einschneidenden polnischen Herrschaft —, da konnte diese Maßregel für die Dörfer nur recht wenig Folgen zeitigen, weil dadurch die Wirkungen einer jahrhundertealten Entrechtung des bäuerlichen Besitzes nicht mit einem Male aufgehoben wurden. Obwohl die Befreiung von der Erbuntertänigkeit, die mit der geschichtlichen Wende von 1807 verknüpft war, den Anlaß zur Gründung, bezw. Wiederherstellung großer Dörfer gab, so waren doch die Reste der kassubischen,

polnisch-masurischen, kurischen und littauischen Bevölkerungen im allgemeinen zu sehr von dem Schwergewicht national-slavischen Geschehenlassens belastet, um die große Wendung im dörflichen Leben zu verstehen. Erst mußte sich der deutsche Bestandteil der Bevölkerung den neuen Aufgaben gewidmet haben, bevor langsam auch bei den anderen Nationalitäten sich ein frischeres Leben, ein schnelleres Tempo bemerkbar machte. Bekanntlich streckt die Provinz Westpreußen einen südwestlichen Zipfel wie eine Hand hilfe- suchend nach den kultivierteren Geländen Brandenburgs aus. Aber gerade in dieser Richtung liegen große zusammenhängende Waldungen, welche, an und für sich der Entwicklung von Dorfschaften ungünstig, in diesem Falle auch noch von Ortschaften polnischer Bevölkerung unterbrochen sind. So ist es aber immer gewesen, auch als unter der Herrschaft des deutschen Ritterordens die Neumark in engerer Verbindung als heute mit Preußen stand. Die deutschen Dörfer, welche der Orden tatkräftig anlegte, sind dadurch mehr oder minder auf sich selbst gestellt geblieben; sie haben sich in den einzelnen Gebieten eigenartig entwickelt, nicht ohne auch von den fremdartigen Anlagen in der Nachbarschaft beeinflußt zu werden.

Das fruchtbare Weichseltiefland, besonders aber die Elbinger Niederung hat aus diesem Grunde auch ihren alten Kolonisationscharakter behalten. Nirgends vielleicht in Deutschland kann man die langgestreckte Waldhufe so anschaulich wie auf einer Karte vor sich ausgebreitet sehen, als wenn man von dem hohen westlichen Weichseldamm zwischen Sartowitz und Mewe in die Niederung blickt. Zu Füßen windet sich die Dorfstraße, welche die am Kopfende der Hufen liegenden Gehöfte meilenweit begleitet; nur selten sind die aneinandergereihten Dörfer durch eine Lücke getrennt, wo flache Wassertümpel eine natürliche Scheidung bedingen. Der Wirtschaftshof mit seinem Blockhaus hat neben oder hinter sich den großen Obstgarten, nach der Straße liegt häufig der sorgfältig gepflegte Blumengarten, nach der Tiefe zu gliedern sich die verschiedenen Ackerfelder, durch breite baumbestandene Raine oder Flurwege voneinander getrennt. Auch hier sieht man, wie so häufig im Ordenslande, die malerische Fachwerkkirche nur vereinzelt, denn es schließen sich die Dorfschaften häufig zu einer größeren Kirchengemeinde zusammen. Sind die einzeiligen Reihendörfer durch die natürliche Anlehnung an Damm und Weichsel bedingt, so formieren sie sich in der von Holländern zumeist besiedelten Elbinger Niederung zu großen Straßendörfern, deren



Abb. 23. Hütte bei Elbing. (Nach Photographie.)

behäbige Gehöfte in demselben Maße sich vergrößern, in dem ihre zugehörige Hufenzahl wächst. Daß indessen auch fränkische Siedler hier Einfluß gewonnen, bezeugen die großen Laubenhäuser, welche durch die Vermittelung der Städte auch auf die Dörfer gelangt und zu einer Besonderheit der Niederung und der benachbarten Trunzer Berge geworden sind (Abb. 23). Auch das polnische Dorf Westpreußens, das stets nach deutschem Vorbild in Gewanne aufgeteilt ist, hat seine malerischen Vorzüge, die indessen mehr dem Verfall als dem Gedeihen zu danken sind.

Die meisten Dörfer Ostpreußens sind verhältnismäßig spät, nach der völligen Unterwerfung der Preußen im 13. Jahrhundert angelegt. Dabei sind in der Regel die Ansiedelungen der Vorbewohner durch Aufteilung der Fluren in deutsche Gewanndörfer umgewandelt. Ob sich im Nordosten schon damals einheimische Dörfer in unserem Sinne befanden, oder ob die Preußen in Einzelhöfen das Land bewohnten, steht dahin, ebenso ob sich solche bis in das 18. Jahrhundert erhalten haben. Jedenfalls haben die wiederholten furchtbaren Verwüstungen des Landes, die Zerstückelung des Bauernlandes und die 1821 begonnene, schon 1750 verfügte Separation das Land erheblich verändert. Die hohenzollernschen Landesfürsten haben sich viel Mühe gegeben, das Land durch Neuanlage von Dörfern zu bevölkern, die Kultur durch Hebung des Obstbaues und durch andere Maßnahmen zu

heben. Dörfer nach „Kölmer" Recht waren zumeist frei; die so-genannten „Chatoullgüter", deren Zins in die kurfürstliche Cha-toulle kam, erfreuten sich besonders unter dem Großen Kurfürsten großer Vorliebe, wenn sie auch im Sinne der Zeit bei landes-herrlichen Gebäuden, durch Postfuhren u. a. m. fronen mußten. Daß dabei jedoch mit verhältnismäßiger Milde vorgegangen wurde, bezeugt die große Einwanderung, die unter Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohn aus ganz Deutschland, selbst aus Frankreich, England und vor allem aus dem österreichischen Salzburg erfolgte. Auch der Orden hatte nach besten Kräften dafür gesorgt, sodaß Ostpreußen sowohl hinsichtlich seiner Bewohner als auch seiner Siedelung ein äußerst buntes Bild bietet.

Im Ermeland, das eine vorwiegend niederdeutsche aber mit starken oberdeutschen Einschiebseln durchsetzte Bevölkerung hat, liegen die großen Straßendörfer gern an Flüssen und Seen. Die alten Ortschaften sind im 19. Jahrhundert durch Ausbauten stark aufgelöst worden, sodaß das Land jetzt einer Einzelhofbesiedlung zustrebt, die dem baumreichen, bergigen und von Wasser durch-zogenen Gelände ein charakteristisches Aussehen verleiht. In den Dörfern steht die Kirche nicht immer in der Mitte, sondern auch seitwärts in der Gehöftreihe, eine sonst in Deutschland nur ver-einzelt vorkommende Erscheinung.

Hinweggeweht wie die Spreu im Winde ist auch die dörf-liche Besiedelung des alten Littauen, weil der Deutsche Orden bewußt darauf ausging, dort als Grenzschutz eine künstliche Wild-nis mehr als zwei Jahrhunderte bestehen zu lassen. Erst der Untergang der Ordensherrschaft brachte hier einen Wandel mit sich. Von wenigen deutschen Bauerngeschlechtern abgesehen, ist die erst im 15. Jahrhundert eingeleitete Besiedelung hauptsächlich von Littauern getragen worden, zu denen später Franzosen in der Gumbinner und Stallupöner Gegend, Masuren im Süden kamen. Tartareneinfälle, Pest und örtliche Unbequemlichkeiten haben aller-dings auch viele Dörfer wieder vernichtet, sodaß eine dauernde Besiedelung eigentlich erst von Friedrich dem Großen an datiert, der namentlich die Niederungen der Gilge und des Ruß mit großen einzeiligen Dörfern besetzte. Das eigentliche littauische Dorf ist ein Straßendorf mit starken Ausbuchtungen der Gehöft-reihen, das indessen erst durch die ebenerwähnte Kolonisation ge-schaffen wurde. Ursprünglich lagen die baumumgebenen Gehöfte als Einzelhöfe mitten in der Flur — angeblich um die Feuers-

gefahr zu verringern; jetzt ist die — auch von den eingewanderten Deutschen geteilte — Vorliebe für den Einzelhof durch die Separation wieder gefördert worden. Im Kreise Stallupönen finden wir wieder vollständigen Streubau, der durch Ausbauten verursacht ist, während sich das alte Dorf auflöste oder von einer anderen ärmeren Schicht der Bevölkerung bezogen wurde. Wir haben hier wie im Ermeland das seltene Beispiel, das uns später noch einmal im Allgäu beschäftigen wird, daß sich die Siedelungsform von Grund auf ändert, was durch die Meliorierung der großen Moore und Niederungen, die noch lange nicht abgeschlossen ist, dauernd gefördert wird. — Äußerlich muten die Blockbauten eines solchen baumumgebenen Gehöftes eigenartig genug an, obgleich die charakteristischen littauischen Häuser mit dem großen Flur und der niedrigen, durch eine Mauerbank abgeschlossenen Feuerstätte und dem seltsamen Oberlicht nur noch an der russischen Grenze vorkommen.

Auch in Masuren, dem südlichen Gebiet Ostpreußens, haben im 14. Jahrhundert deutsche Kolonisten Straßendörfer angelegt, nach Kölmer Recht zumeist, das unmittelbaren, vererbbaren und verkäuflichen Besitz, allerdings auch mit der Verpflichtung, Kriegsdienste zu tun, gewährleistete. Damit war eine Grundlage für das Gedeihen dieser Siedelungen gegeben, die freilich von dem Orden selbst bald wieder erschüttert wurde. Die von ihm geforderten Baulasten für Schlösser und Warten, welche u. a. in dem Samlande noch bis in das 19. Jahrhundert hinein für die Anlage von Bauernhäusern verlangt wurden, hatten schon 1338 zu einer Scharwerkspflicht auch der deutschen Bauern geführt, die sich somit der Allgemeinentwicklung in ganz Deutschland einfügte. Das Schwergewicht der bäuerlichen Siedelung lag jedoch in der masurischen Bevölkerung, die zwar äußerlich die Formen deutscher Kolonisation annahm, innerlich aber die slavische Überlieferung einer gewissen Indolenz und Schlaffheit, gepaart mit Geduld und Weichheit, nicht abstreifen konnte Das tritt schon in den Dörfern hervor, die als Straßendörfer angelegt sind, bei denen jedoch die Unregelmäßigkeit der Gehöftanlage oft an ein Haufendorf erinnern läßt. Würden die Höfe näher aneinanderrücken, dann kämen oft verschiedene Straßen und Gassen zum Vorschein, die aber doch den großen Mittelanger zur Geltung kommen ließen. Sind die holzerbauten Gehöfte auch malerisch auf dem zerklüfteten Gelände gruppiert, so ist dieses künstlerische Moment doch nur durch die negative Zutat der Verwahrlosung gesteigert. Trotzdem sind

in der technisch gut ausgebildeten Blockbauweise künstlerische Grundzüge vorhanden, die sich dem ernsten Landschaftscharakter harmonisch anpassen, die nur ausgebildet zu werden brauchen, um eine eigenartig bodenständige schöne Bauart zu erzeugen.

Posen. Haben wir bisher die bäuerlichen Verhältnisse betrachtet, um die Eigenart der deutschen Dörfer zu verstehen, so müssen wir, um das Dorf in Posen, bezw. den Ländern ehemals polnischer Zunge kennen zu lernen, umgekehrt von den Grundherren ausgehen. Die Formen des Besitzes, unter denen ein Volk seinen Heimatboden bebaut, bestimmen die politischen, wirtschaftlichen und weiterhin die sozialen und kulturlichen Verhältnisse überhaupt. In den ehemals polnischen Ländern scheint der Bauer ursprünglich kein Anrecht am Boden, den er bebaute, gehabt zu haben, er ist der Hörige seines Grundherren. Was in Deutschland Entwicklung aus einer Reihe von Umformungen ist, erscheint hier Ausgang. Nur so erklärt sich die völlige Unbewegheit in den Formen der ländlichen Siedelung Posens, die nur da veränderlich war, wo deutsche Ansiedler nach deutschem (kölmischem) Recht eingesetzt wurden. Die zuerst 1535 in einem polnisch-littauischen Statut formulierte Forderung, daß es den Bauern verboten sei, ihre Grundstücke einander zu verkaufen, ist daher nur so zu verstehen, daß die Gerechtsamen der deutschen Dörfer auf die Polen zurückwirkten und sie zu dem für ihre Verhältnisse unerfüllbaren Wunsch nach einem festen Besitztum drängten. Und wenn auch einzelne Zeugnisse anscheinend für ein durch langjährige Bebauung erworbenes Bodenrecht sprächen, so ist, wenn diese Beobachtung richtig ist, es bald wieder durch den Gang der Ereignisse überholt worden. Wie ein Zeugnis von zwingender Beweiskraft spricht allein die Tatsache, daß die Besiedelung durch deutsche Kolonisten im 12. bis 14. Jahrhundert nicht nur völlig neue Verhältnisse für die Dörfer schuf, sondern daß diese Siedelungen selbst unter den ungünstigen Verhältnissen ihre Eigenart behielten. Die gewaltige Ausdehnung anbaufähiger Ländereien und die Verheißungen der Fürsten ließen eine Niederlassung in der Provinz Posen, deren jetzige Hauptstadt nach deutschem (brandenburgischem) Vorbild geschaffen war, verlockend genug erscheinen, um Einwanderer nach dort zu ziehen. Diese sind nach deutschem Recht angesiedelt worden, das die Gerichtsbarkeit dem polnischen Kastellan entzog und sie dem Schulzen zuwies. Für die Zukunft war dies von ungeheurer Wichtigkeit, weil die Dörfer damit das eigene Recht

und eigne Verwaltung dem kleinen Grundherren gegenüber erhielten, was den polnischen Dörfern fehlte und die Bewohner einer, selbst der trübsten Zeit der Hörigkeit in Deutschland kaum vergleichbaren, persönlichen Sklaverei überlieferte. Durch deutsche Kolonisten ist der Ackerbau auf eine hohe Stufe gebracht worden, der in Verbindung mit einem ausgedehnten über Danzig gehenden Export die Grundherren zu dem Betriebe einer förmlichen Agrarindustrie drängte — allerdings auf Kosten ihrer polnischen Bauern, denen schließlich sogar jede Beschwerde gegen ihre Unterdrücker gesetzlich nur bei diesen selbst gestattet wurde. Unberührt sind die deutschen Dörfer davon nicht geblieben; aber die Bedrückung erhielt sich in solchen Grenzen, daß im 16. und 17. Jahrhundert noch immer neue Dörfer von den kleinen Dynasten gegründet werden konnten, die durch förmliche Proklamationen deutsche Kolonisten nach Posen zu ziehen wußten.

Die polnischen Dörfer, welche zweifellos die alte Form noch heute bewahren, kann man wohl zu den Straßendörfern rechnen; doch neigen sie, wie die oben erwähnten, masurischen Dörfer zu einer Dezentralisation, die viel freies Land zwischen sich übrig läßt und mit der ursprünglich mangelhaften Bewirtschaftung, d. h. der Fülle des zur Verfügung stehenden Landes in Verbindung steht. Demgegenüber erwies es sich später, als man sich einem intensiveren Ackerbau zuwandte, als durchaus praktisch, die neuen deutschen Kolonistendörfer, die überall im Lande angelegt wurden, als Straßendorf durchzuführen. Auch bei der späteren Kolonisation des 17. und 18. Jahrhunderts wurde diese Form beibehalten, mit Ausnahme der sogenannten Hauländereien, einer Rodungsart, die wie im Westen Deutschlands den Einzelhof als praktischer erscheinen ließ. Solche Haulandsdörfer, die sich übrigens auch in der Neumark und in Preußen finden, liegen fast immer in sumpfreichem Gelände, in Posen vorwiegend in den erst spät besiedelten Netzeniederungen. Neuerdings ist durch die Tätigkeit der Ansiedelungskommission der Streubau wieder teilweise in Aufnahme gekommen, wenn es sich um Kolonien für aus Westfalen stammende Ansiedler handelt; im allgemeinen sind die neuen Dörfer allerdings als Straßendörfer angelegt.

Abgesehen von diesen neuesten Siedelungen ist bei allen Dörfern Posens fast durchgehends der Blockbau angewandt, der in den wenigen Laubenhäusern eine monumentale Ausbildung erfahren hat. Auch die Dorfkirche ist noch heute als Blockbau



Abb 24. Neue Dorfanlage Golenhofen bei Posen. (Erbaut von Baurat Fischer.) (Nach Photographie.)

häufig genug vorhanden, um die Bedeutung dieser Bauart für Posen zu belegen. Hier aber zumeist, bei den Bauernhäusern vereinzelt, bricht eine bodenständige Bauüberlieferung durch, welche sicher sehr alt ist und in der bewegten Linie der Kirchtürme dem Dorfe ein von den Bäumen unterstütztes malerisches Aussehen verleiht. Die unglücklichen Verhältnisse des alten Polen wirken noch heute nach in der Lässigkeit und Sorglosigkeit, mit der die reinpolnischen Dörfer schnell ein kümmerliches Bild bieten, das nur durch den hohen Wuchs prächtiger Laubbäume etwas freundlicher gestimmt wird. Vielleicht wird die neue deutsche Kolonisation, die in ihren bisherigen Erfolgen sich so schön den Bedingungen des Landes, in den einzelnen Dörfern sich so innig den Überlieferungen der Heimat der neuen Kolonisten anzupassen gewußt hat, hier auch segensreich wirken und für das nationalpolnische Dorf eine bessere Zeit anbrechen (Abb. 24 u. 25).

Schlesien. In Schlesien ist die Einheitlichkeit der Dörfer, die trotz aller stammesartlichen Besonderheiten von der stärkeren Macht der geographischen Grundlage aufrecht erhalten wurde, durch diese später selbst gebrochen. Wie sich im Süden die schroffen Ketten der Sudeten mit ihren mehr oder weniger besiedelbaren Gründen auftürmen und dem Aufbau, der Lage und der Flurteilung bestimmte Bedingungen vorschreiben, so fordert die Ebene Rücksichten der Besiedelung, die sie an das weite Gebiet des ostniederdeut-



Abb. 25. Neue Dorfanlage Golenhofen bei Posen. (Erbaut von Baurat Fischer.) (Nach Photographie.)

schen Tieflandes unmittelbar anschließen. Die überwiegend fränkische Besiedelung brachte zwar den bekannten Typus des deutschen Straßendorfes und der Flureinteilung mit; doch konnte auch diese inmitten einer anderen Bevölkerung, die sich im Norden, Osten und Süden an verwandte Stämme lehnte, nicht gänzlich durchgeführt werden. Dazu kam noch der geschichtliche Verlauf der Besiedelung selbst, der sich hier etwas anders gestaltete als im übrigen Osten Deutschlands. In Schlesien sind nur einzelne Gebiete zugleich und mit einem Male mit Dörfern besetzt worden, so die Gegend von Neumarkt, die dann zugleich als Muster für andere deutsche Dörfer galten. Dagegen wurden oft deutsche Dörfer vereinzelt angelegt, die dann neben rein slavischen lagen. Den erheblichen Mühen der Rodung wurde durch die deutsche freiheitliche Verfassung begegnet, die den mit polnischem Recht bewidmeten Dörfern von Hörigen natürlich vorzuziehen war und aus Schlesien in kaum zwei Jahrhunderten ein zum größten Teile fast rein deutsches Land machte. Die Herzöge, Bischöfe, Äbte, Pröbste, Grafen und Ritter bemühten sich auch, diese Verdeutschung redlich zu unterstützen, die nicht mit kriegerischen Vorgängen verknüpft war, nicht dem augenblicklichen Bedürfnisse entsprang, sondern zielsicher und auf breitester Grundlage aufgebaut war. Eine Belastung der Scharwerkdienste läßt sich bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts nur bei einzelnen wenigen Dörfern

nachweisen; doch bildete die Vergebung von einzelnen Hufen an kleine Leute — vermutlich ursprünglich slavische Hörige — den Ausgang eines Standes kleiner Ackerleute, der sogenannten Gärtner, welcher der Ausbildung von Frondiensten gesetzlich vorarbeitete. Mit solcher Beharrlichkeit ist diese Entwicklung in Schlesien vor sich gegangen, daß man den Ursprung der bekannten schlesischen Leinenindustrie auch auf grundherrliche Verhältnisse zurückgeführt hat.

Der fruchtbare Ackerboden Mittel- und Niederschlesiens, dessen große Waldungen der Besiedelung haben weichen müssen, bot der Anlage von Straßendörfern ein durchaus geeignetes Feld, der die slavischen Siedelungen haben weichen müssen. Nur in Oberschlesien haben sich mit der polnischen Bevölkerung auch vereinzelte Dörfer bis in das 19. Jahrhundert hinein erhalten, welche neben der Rundform auch die segmentartige Flureinteilung bewahrt hatten. Einzeilige Reihendörfer sind an den gebirgigen Hängen der Sudeten schon aus praktischen Gründen in dieser Form entstanden, weil die erhebliche Steigerung der Feldmark eine solche Bewirtschaftung auf einem zusammenhängenden Streifen nahelegte. Schließlich haben wir in den hochgelegenen Bauden des Riesengebirges auch noch Beispiele für das Einzelhofsystem, wenn es sich hier — unter der Voraussetzung einer zumeist nur sommerlichen Viehwirtschaft — oft auch nur auf wenige Stallräume und das angeschlossene Wohnhaus beschränkt.

Man erkennt, daß es Schlesien an Mannigfaltigkeit der Dorfbilder nicht fehlt. Erhöht wird dieser Charakter noch durch die Bauweise, welche neben dem Blockbau auch Schrotholzbau, eine Verbindung von Ständerwerk und Blockbau, und schließlich in der Ebene auch einen ausgezeichneten Fachwerkbau kennt. Durch diese heimischen Bauarten hat das schlesische Dorf einen sehr malerischen Charakter bekommen, als dessen berühmteste Zeugnisse die vielen Holzkirchen Oberschlesiens gelten, die stellenweis in das 14. Jahrhundert zurückgehen und vermutlich Reste eines alten mittelosteuropäischen Gebirgsstiles sind.

Mitteldeutsche Dörfer.

Allgemeines.

Die deutschen Mittelgebirge beginnen auf deutschem Boden mit einer verhältnismäßig schmalen Kette, den Sudeten und dem Riesengebirge, um sich in dem Erzgebirge mit dem Thüringer

Wald, den hessischen und rheinischen Systemen zu verbinden, die sich immer breiter nach Norden und Süden lagern, bald in zusammenhängendem Gefüge mit tiefen Flußtälern und erheblichen Hochflächen, bald in vereinzelten Massiven. Die Weser mit ihren Zuflüssen durchbricht die breiteste Stelle dieses Gebirgslandes, in dem der Taunus, der Westerwald und das Sauerländische Gebirgsland rechtsrheinische, der Hardt, Hunsrück und die Eifel linksrheinische Systeme bilden und dem sich der Harz wie eine isolierte Insel vorlagert. Zumeist ein bewaldetes Hügelland von mittlerer Höhe, bieten die fruchtbaren Täler nicht allein verlockende Siedelungsflächen, sondern Gelegenheit zu einer vielseitigen gewerblichen Tätigkeit, was im Verein mit der Bevölkerungsdichte auch die Neigung zu einer entwickelteren Geselligkeit steigerte. Viele der alten Volksstämme sind in diese Berggelände gedrungen, die wenigsten aber haben wie die Chatten, die heutigen Hessen, hier dauernde Sitze behalten. Auch die späteren Franken hatten zunächst nur einen Teil behauptet, um zur Gründung größerer Reiche im Westen vorzustoßen. Dagegen wurde der Rest der in der Heimat, dem Rheinlande, gebliebenen Franken der Ausgang einer nach Osten gerichteten Besiedelung Mitteldeutschlands, die sich um die Mosel und den Main gruppierte, die Pfalz, wo sich die Franken mit den Schwaben, Mittelfranken und das Fichtelgebirge, wo sie sich mit Slaven vermischten, dauernd behauptete und über Sachsen und Böhmen bis nach Schlesien vordrang. Es ist charakteristisch, daß das mitteldeutsche Gebirgsland mit Ausnahme der von Hessen und Thüringern besetzten Gebiete fränkischer Art huldigt, die sich wie ein von Westen nach Osten gerichteter Querriegel zwischen Norddeutschland und Süddeutschland legt. Von einer Einheit der Kultur kann hier um so weniger die Rede sein, als sowohl die Gebiete in sich verschieden sind, als auch die fränkische Bevölkerungsmenge sich oft mit anderen Stammeselementen vermischte.

Mit der Natur des Landes ändert sich auch das Bild des Dorfes erheblich. In ganz Niederdeutschland haben wir — von den immerhin noch recht unbekannten Siedelungsverhältnissen der Altslaven abgesehen — eigentlich nur g r ö ß e r e Veränderungen chronologischer Art. Erst mit dem Aufstieg in das Gebirge treten zu den zeitlichen auch Einflüsse, die nur aus der Natur des Landes hervorgehen. Das freundlichere und abwechslungsreichere Hügelland gibt den Ansiedelungen, welche sich mit Vorliebe in einer Talmulde oder an den leichtgeneigten Abhängen eines

Stromtales verbergen und nur mit dem schlanken Kirchturm in die Ferne winken, etwas Freundliches, Geselliges, Einladendes. Das Dorf verliert die Ebenen-Neigung, sich möglichst weit in die Landschaft zu verlieren; seine Häuser drängen sich eng zusammen, wie die Dörfer selbst, welche oft sehr nahe beieinander liegen und den Stromufern den Ausdruck geschäftiger und freundlicher Bewohnbarkeit verleihen. Mit dieser Enge des Raumes hängt denn weiterhin das Verschwinden des Angers zusammen, der nur selten auftritt.

Die Siedelungen im Mittelgebirge haben von vornherein in ihrem Verhältnis zum Wasser ein ganz anderes Gesicht als in der Ebene. Während sich hier die grünumhegten Gehöfte in stillen, schilfumrandeten Seen spiegeln oder an Flüssen liegen, deren breite Wasserspiegel nur träge der Mündung zuströmen, hat sich das Wasser in Mitteldeutschland zu unruhigerem Laufe eingeengt, der mit seinen schlangenlinigen Windungen die Dörfer gleichfalls in eine bewegtere Linie zwingt und dadurch dem eigentlichen Haufendorfe auch äußerlich diesen Plan vorzeichnet. Hier gibt es keine Gelegenheit für die vier gravitätisch malenden Flügel der Windmühle, oder wenigstens nur auf dem breiten Rücken der Hochflächen; dagegen tritt schon seit der Zeit, da der Römer dem Norden das Wasser als Kraftquelle gelehrt hatte, die malerische Wassermühle in das Dorfbild, und weiterhin der Laufbrunnen, welcher eines der reizvollsten Motive des Mittelgebirgsdorfes abgibt. Auch ist nicht mehr der Wald die Rückendeckung des Landschaftsbildes, sondern er zieht sich zurück zu einem Anhängsel des Dorfes, das diesem Farbe und dem Lande selbst eine Einheit von Berg- und Waldstimmung verleiht.

Und noch etwas anderes tritt hinzu, was allerdings mehr im Osten Mitteldeutschlands die ländlichen Siedelungen fast wie ein natürliches Gesetz beherrscht. Deutsche Dörfer sind mit Vorliebe in den Tälern der Berge oder auf flachen Erhebungen angelegt, slavische nisten gern im niedrigen feuchten Bruchland, das auch in dem Vorgelände des Thüringer Waldes, des Erzgebirges wie in Sachsen und Schlesien reichlich vorhanden ist (Abb 26). Zweifellos ist dies eine Folge der für die Slaven ungünstig verlaufenen Geschichtsereignisse, die den Besiegten in die weniger fruchtbaren Gelände drängten; damit ist aber die eigenartige Struktur in der Besiedelung Deutschlands vielfach erklärt, die nicht bloß Unterschiede zwischen Berg- und Flachlanddörfern kennt, sondern diese Scheidung zugleich vielfach zu einer ethnographischen



Abb. 26. Kussenhausen bei Einbeck. (Nach Photographie.)

erhebt. Der Deutsche strebt mit seiner Siedelung an die Verkehrsstraßen heran, die sich in den mitteldeutschen Bergen in den Flußtälern reichlich finden; der Slave verharrt gern in einsamer, bedürfnisloser Zurückgezogenheit, um hier unter sich, Dorf für Dorf, sich um so mehr seinem lebhafteren Temperament hinzugeben. Die Dörfer der Deutschen neigen zu einer größeren wirtschaftlichen Behaglichkeit, welche sie wie in der „goldenen Aue" zu fast kleinstädtischen Formen emporhebt, die slavischen kommen aus den engen kleinbäuerlichen Verhältnissen um so weniger heraus, je häufiger sie die Herrschaft über die Feldmark mit einem Gutshofe teilen. Ja, es gestaltet sich bei den deutschen Mittelgebirgsdörfern sogar die Ackerwirtschaft zu einer Betriebsteilung, indem sie neben der Viehzucht auch den Gemüsebau pflegt, was allerdings wohl auch mit der intelligenten fränkisch-thüringischen Art zusammenhängt. Nirgends in Deutschland wechseln so häufig kleinstädtische, aber noch ackerbautreibende, Siedelungen mit großen, fast zu Städten gewordenen Bauerndörfern und mit stillen Flachlandsiedelungen wie in Mitteldeutschland. Aber trotzdem, d. h. trotz der intelligenten, vielfach rationell veranlagten Denkungsweise der Mitteldeutschen ist die Vorliebe für den Baum und farbigen Blumenschmuck geblieben, die manches Dorf fast vergraben sein läßt unter mächtigen Kronen. Während sich die niederdeutsche

Siedelung häufig von einem dunklen, meistens aus Nadelbäumen bestehenden Waldhintergrunde loslöst, liegen die mitteldeutschen auf einem Park- und Wiesengrund. Denn in der Ebene steht der Baum als Wald hinter dem Dorfe, das dadurch teilweise zu einem Walddorfe wird, und da es diese Eigenschaft nur unter besonderen Umständen aufgibt, wirkt er im Berglande als Einzelheit, die sich in dem und um das Dorf legt.

Rheinland-Westfalen. Der diametrale Gegensatz von Tiefland und Höhenland kommt zur vollen Geltung in diesen beiden preußischen Provinzen. Im Norden verbinden sich die holländische und niedersächsische Art zu jener abgeschlossenen Einzelsiedelung, die wir bereits kennen gelernt haben. (S. 21.) Aber die gesellige Neigung der das Rheinland auch in seinen Ebenen bewohnenden Franken hat den Einzelhof zum größten Teil aufgegeben, während ihn die Westfalen treuer bewahrt haben. Die nördlichen Tieflandgebiete haben es verstanden, durch alle Wandlungen der Geschichte hindurch sich als politische Einheiten zu erhalten, die zwar die Herren, nicht aber ihren territorialen Zusammenhang wechselten. Der gebirgige Teil aber zersplitterte bald in eine Reihe von Standesherrschaften und geistlichen Gebieten, deren politische Richtung allerdings durch die geistlichen Territorien, vor allem durch den Erzbischof von Köln bestimmt wurde.

Im Rheinlande wie im gebirgigen Westfalen hat die Entrechtung des Bauern immerhin nicht jene schroffe Form angenommen wie im Osten; es blieben trotz aller einschränkenden Entwicklung noch Freiheiten übrig, welche nicht sowohl häufig der neuen Zeit zustrebten, als auch stellenweis noch recht altertümliche Formen bewahrten. So wurde z. B. in den auf dem Hunsrück gelegenen Kreisen Ottweiler, Saarlouis und Merzig das Ackerland, das im Gemeinbesitz ganzer Dörfer verblieben war, noch im 19. Jahrhunderte periodisch verlost. Andererseits haben sich in den Gauschaften sehr altertümliche Verwaltungsformen, in vielen Weistümern und Dorfordnungen ihre rechtlichen Grundlagen erhalten.

Die Form der dörflichen Siedelungen ist das Haufendorf, das jedoch unter dem Zwange örtlicher Verhältnisse auch zum Reihendorf oder zum Straßendorf werden kann, ein Fall, der besonderes in engeren Flußtälern regelmäßig wiederkehrt. Im Südwesten — an der Mosel — deren Siedelungen bereits der spätrömische Dichter und Bischof von Poitiers Venantius Fortunatus mit den Versen besingt:

„Zwischen den Dörfern einher am Gestad — es rauchten die Giebel —
Kam ich an den Ort, wo sich die Sura (die Sauer) ergießt“

haben die einschnürenden Gebirgszüge das Haufendorf in ein Straßendorf verwandelt. Wo aber der Raum es gestattet, wird die alte Form beibehalten. Einen malerischen Anblick gewährt ein Moseldorf durch diese Enge, in der sich die fränkische Hofanlage an die Nachbarn drängt und schiebt, und doch so fest und gemütlich einladend aussieht, bald aus der Front der anderen hervortretend, bald zurückbleibend oder plötzlich eine neue Richtung der Straße bestimmend. Wir sehen schon hier, daß die Enge des Bodens die Gehöfte aneinanderdrängt und sie zu dem sonst ganz ungermanischen Aneinanderrücken der Gebäude veranlaßt, das vielleicht auch durch Beispiele römischer Anlagen gestärkt wurde. Und trotz der Enge weitet sich hinter der Mauer der große Hof, auf dem der Wohltäter der Mosel — der Wein — üppig gedeiht und mit seiner rankenden Fülle die hohe Mauer überklettert. (Abb. 27.) Wir sind ja im Lande der Trauben und seiner feuchtfröhlichen Bewohner, die ihr überschwellendes fränkisches Temperament auch in der Anlage der Dörfer zum Ausdruck bringen. Trotzdem es geeignete Bausteine gibt, liebt der Bauer an der Mosel, wie überhaupt mit Ausnahme einzelner bayrischer und pfälzischer Gebiete in ganz Süddeutschland, das Fachwerkhaus mehr als den Steinbau. Lobt dies doch schon der genannte moselfreundliche Bischof, wenn er von den Häusern sagt:

„Weichet ihr Wände — gemauert aus steinernen Blöcken —; ich ziehe
Wegen des Meisters Geschick euch vor den hölzernen Bau.
Trefflich verwehren vor Wind und vor Wetter getäfelte Stuben,
Wo nicht klaffenden Spalt duldet des Zimmermanns Hand,
Schutz, wie ihn sonst nur gewähren Stein, Mörtel und Sand im Vereine.
Einzig verleiht und allein ihn uns der gütige Wald.
Luftig umgeben den Bau im Geviert hochragende Lauben,
Reich von dem Meister geschnitzt, zierlich in spielender Kunst.“

Gewiß das erste Lied, das dem deutschen Dorfe erklang!

Allerdings sind die ärmlicheren Gebirgsdörfer auf der vulkanischen Eifel und in anderen abgelegenen Gegenden auch auf den Stein angewiesen, der hier näher liegt als Bauholz. Auch mehrt sich nach Lothringen und Luxemburg die Neigung, die Häuser zu einer geschlossenen Bauweise zusammenzurücken, was sich im Bayrischen sogar soweit steigert, daß mehrere Kleinbauern unter demselben Dache wohnen und in Lothringen die Erhaltung einer Art Hausgenossenschaft bis in das 18. Jahrhundert begünstigt hat.

Römisches Leben hatte einst die schönen Täler erfüllt; aber deutsche Dörfer sind heute ihr Schmuck. Nicht wenige unserer Weistümer stammen von den Dörfern der Eifel und des Trierer Landes; deutsche Sitte hat sich hier auf altem Kulturboden entwickelt. Das Niedersachsenhaus reicht noch vereinzelt und in Abwandlungen in das Rheinland hinein, während es in Westfalen im Gebirge herrschend ist. An seine Stelle ist zumeist der freundliche fränkische Wirtschaftshof getreten, der den süd- und westdeutschen Dörfern einen behaglichen Charakter gibt. Im Zusammenhange damit, und als Folge des wirtschaftlichen Lebens hat sich das Dorf vielfach städtischen Siedelungsformen genähert. Was an der Mosel und Nahe nur in einzelnen Zügen hervortritt, hat sich am Rhein zur vollen Blüte entfaltet: „Wenn alle Wiesbadener Bauern in die Äcker gehen, so ist kein Bürger mehr zu Hause", spottet der launige Volksmund. Er malt mit dieser wohlwollenden Selbstverspottung trefflich die Ausdehnung des dörflichen Lebens, das aus der Ackerwirtschaft leicht zu einer breiteren Grundlage hinübergleitet. Der ganze Rheingau bildete ja politisch wie wirtschaftlich eine Einheit, in die die einzelnen dörflichen Glieder aufgingen, während die eigentliche Hauptstadt Eltville hinter den vielen selbständigen kleinen Gemeinwesen fast verschwand. „Da der ganze Gau nahezu städtische Freiheiten genoß, so war die Hauptstadt eben nur eine Stadt in der Stadt, mehr nur im Titel als in der Sache unterschieden. Auch die Bewohner der übrigen Orte des Rheingaues nannten sich „Bürger" und bezeichneten ihre Dörfer als „Flecken", die sie befestigten; nur vier kleine Dörfer wurden wirklich Dörfer genannt. Das Dorf war in diesem Lande die Ausnahme, ebenso die Stadt, der Flecken dagegen die Regel. Ein Flecken ist aber ein halbwüchsiges Mittelding zwischen Dorf und Stadt, genau wie der Rheingau als Ganzes ein solches Mittelding war." Mit diesen Worten kennzeichnet Riehl treffend den Charakter der Rheingaudörfer, der auch bei vielen Ortschaften anderer Verkehrsdörfer zutrifft, der aber auch die Feldmark nicht unberührt läßt. Schon Ende des 15. Jahrhunderts rühmt ein Reisender die „wunderliblich angelegten gaerten", die besonders am Rhein „nit allein bey großen herren, sondern oftmals bei einfeltigen bawersleuten angetroffen würden".

Es ist ein wunderlicher Gegensatz zwischen den geselligen Flußdörfern des Rheines, seiner rebenumkränzten Nebentäler und den dürftigen Höhendörfern einerseits und den stolzen, abschließenden west-



Abb. 27. Cröff bei Traben an der Mosel. (Nach Photographie.)

fälischen Einzelhöfen andererseits, die auch in dem Zusammendrängen zu einem Haufendorf diesen selbständigen Zug scharf hervortreten lassen, zwischen beiden eine verbindende Schicht moderner Industriedörfer.

Die Pfalz. Wo ein so ausschlaggebendes Wirtschaftselement schon früh in den Dörfern Geltung fand wie der Weinbau, da kann man überall das Bestreben verfolgen, aus der ackerwirtschaftlichen Grundlage herauszukommen. Im günstigsten Falle nimmt, wie wir beim Rheingau gesehen haben, ein ganzes Gebiet neue Formen an; hier in weniger einheitlichen und bevorzugten Gebieten scheidet sich die Bauernschaft in die städtisch angehauchte Weindorfkultur und in eine — meist das höhere Gebirgsland einnehmende — ärmere Dorfschaft, welche beim Ackerbau stehen geblieben ist (Abb. 28); so auf den die Mosel begleitenden Gebirgszügen der Eifel und des Hunsrücks. Auch in der fröhlichen Pfalz, die wir noch zu Mitteldeutschland rechnen dürfen, läßt sich diese Scheidung verfolgen. Im Westen die zerrissene Hügellandschaft des Westrich mit großen Gehöften, die unregelmäßig gelagert sind; im Osten, wo der Weinbau sich am Fuße des Haardtgebirges quer durch die ganze Pfalz zieht, geschlossene Dörfer mit Sandsteinbauten, die fast städtischen Charakter haben. Dort, in jenem Westgebiete, das über Holland in losem Zusammenhange mit dem niederdeutschen Tiefland steht, haben wir bisweilen niederdeutschen Einfluß, der besonders in den wenigen Einzelhöfen zum Ausdruck kommt; hier, in dem vom Rhein und dem Gebirge begrenzten Strich finden sich große Dörfer von 4 bis 5 Tausend

Einwohnern, die Haus an Haus lange Straßendörfer bilden, nach außen oft nur wenig getrennt sind und das fruchtbare Gelände zu einem der dichtbevölkertsten in Deutschland machen. In diesem Lande sind nicht nur die Gegensätze zwischen Tiefland und Höhenland stark ausgeprägt, sondern es hat auch die stammesartliche Siedelung, welche von Franken und Alemannen getragen wurde, diese natürlichen Gegensätze verschärft.

Es scheint, als sei durch den Weinbau der Pfalz manche Eigenart bewahrt worden, die sie sonst vielleicht verloren haben würde. Das Land ist wohl im ganzen überwiegend Ackerland, aber Industrie und Weinbau, dazu eine günstige Lage mit der großen Rheinstraße im Osten, haben vereint viel Wohlstand geschaffen, der wieder auf die Erhaltung bäuerlicher Freiheiten zurückwirkte. Große und kleine Herren hat es natürlich auch hier gegeben, die auf den Bauern drückten; doch haben sie diesen keineswegs so in Abhängigkeit bringen können wie beispielsweise in den anderen bayrischen Gebieten. Man erkennt, daß zu einer günstigen Lage auch wirtschaftliche Entfaltung gehört, um bäuerliche Freiheiten zu sichern.

Das Weserbergland. Wo der Osning und die Wesergebirge wie eine Mauer vor dem weiten, von großen Sümpfen durchzogenen, Flachlande aufsteigen, da haben sie weder den Volksstämmen noch auch der niederdeutschen Flachlandsiedelung ein Halt geboten. Das breitspurige Sachsenhaus tritt darüber hinweg bis in das südliche Westfalen und Hessen; es hat namentlich die tiefe Weserfurche als Weg gewählt, um von ihm aus die beiderseitigen Hügelgelände zu besetzen; aber es hat sich dabei in die Höhe gereckt und seinen dachhausartigen Charakter verloren, der sich so schön der Heide anschmiegte. Schon bei Minden bereitet sich die Vertikalrichtung des Sachsenhauses vor, die in mitteldeutschen Gebirgen den Dorfbildern einen bestimmten städtischen Zug verleiht, der aber erst zur vollen Entfaltung bei den fränkischen Gehöften kommt. Andererseits geht aber viel von der stolzen Selbständigkeit der sächsischen Siedelung verloren, da das Zusammendrängen eines so ausgesprochenen Einzelhofes zu geschlossenen Ortschaften etwas Unorganisches an sich hat. (Abb. 11.) Das trifft übrigens auch bei den in Hessen und in Westfalen vorkommenden Sachsenhäusern zu, die nicht nur nach oben wachsen, sondern auch gern durch einen erkerartigen Vorbau die ursprüngliche Schlichtheit verlassen und daher durch das leicht verkleinerte Tor diesen sächsischen Bestandteil leicht einbüßen. Das Sachsenhaus ist nur wirkungs-



Abb. 28. Wilgartswiesen (Rheinpfalz). (Nach Photographie.)

voll, wenn es allein steht! Hier hat es außerdem das alte Strohdach durch die schweren Stücke des Sollingsandsteins ersetzt, die zwar höchst eigenartig, aber wenig dörflich aussehen.

Hessen-Nassau. Wesentlich anders hat sich die Entwicklung des Dorfes in dem — allen obengenannten mitteldeutschen Gebieten benachbarten — Hessen vollzogen, dem klassischen Lande altdeutscher Erinnerungen und waldumrauschter Bergdörfer. Es scheint, als habe die Last dieser Erinnerungen die Dörfer und Bauern an einem altertümlichen Ackerbaubetriebe geschichtlich festhalten wollen. Denn in den malerischen Fachwerkhäusern (Abb. 29), die von einer sorgsam gepflegten örtlichen Überlieferung von Gau zu Gau verschiedenartig gebildet sind, ist der Ackerbau allein der Gebieter der wirtschaftlichen Verhältnisse, dem sich neuerdings — fast ganz unvermittelt — die Industrie zugesellt hat. Kein Gemüsebau, noch weniger ein dörfliches Gewerbe, das nur auf den öden Höhen des Westerwaldes den kärglichen Lohn des Feldbaues ein wenig erhöht, noch weniger ein fröhliches Winzerleben hat in diesem Lande der Chatten Boden gefunden. Ist doch erst 1239 das erste Dorf mit Stadtrecht bewidmet worden, zur selben Zeit etwa, in der Berlins Name zuerst als städtisches Gemeinwesen aus der nebelgrauen Dämmerung des ostdeutschen Koloniallandes emportaucht! Als Ergebnis dieser allem Neuen gegenüber

so ziemlich ablehnenden Haltung paßt es durchaus in den Rahmen der vorwiegend altertümlichen Ackerbautendenz, daß noch im 17. und 18. Jahrhundert die Gemeinde Frickhofen mehrere Feldfluren in ungeteilter Gemeinschaft besaß, und daß hier die einzelnen Äcker jährlich unter die eingesessene Bauerschaft verlost worden sind.

Hessen ist eines der waldreichsten Gebiete in Deutschland. Über 40% des Bodens sind mit Wald bedeckt, der durch die



Abb. 29. Birkenried bei Wahnfried. (Nach Photographie.)

zerklüftete Natur des gebirgigen Landes in kleinere Bestände aufgelöst ist. Da die höheren Lagen des Gebirges wegen ihrer Rauhheit unbewohnt sind, so hat sich das bäuerliche Leben auf die breiten und fruchtbaren Täler beschränkt, und zwar im Sinne eines mittleren Besitzstandes von 5 bis 20 Hektar, der teilweise über 50% einnimmt. Die Anlage der Dörfer ist fast ausnahmslos als Haufendorf erfolgt, das sich seine Züge, die durch die malerischen fränkischen Gehöfte mit den Fachwerkbauten und den hübschen rundbogigen Hofeingängen belebt werden, bis heute erhalten hat. (Abb. 30.)

Thüringen. Von Hessen gehen wir hinüber in das benachbarte Land Thüringen, das einstmals mit jenem politisch eng verbunden war, und das auch in geographischer Hinsicht mit ihm auf derselben Stufe steht. Hier wie dort bilden die Täler die Grundlage der Siedelungen, welche indessen teilweise höher liegen

als in Hessen. So viele Landesgrenzen auch über Thüringens Berge laufen, in den Siedelungen gibt es — von einigen östlichen slavischen Runddörfern abgesehen — nur einen Typus, den des Haufendorfes, der sich unter dem Zwange örtlicher Verhältnisse nur widerwillig dem Straßendorfe annähert. Das thüringische Dorf mit seinen hochaufgerichteten Häusern hat soviel echt deutsche Züge, soviel der alten bäuerlichen Ungebundenheit innerhalb der geschlossenen Anlage bewahrt, daß man es als Typus des Haufendorfes mit fränkischen Gehöften betrachten darf. Eigentliche Walddörfer gibt es in Thüringen nur wenige (Abb. 31), aber um so mehr Taldörfer, welche in den breiten Tälern —



Abb. 30. Borneburg (Hessen-Nassau.) (Nach Photographie.)

manchmal den Gipfel einer besonderen Talanhöhe einnehmend — gelagert sind, allerdings unter dem Schatten bald näher, bald ferner liegender Bergwälder. Die überaus malerischen Ortschaften, welche durch den behäbigen Wirtschaftshof ein recht stattliches Bild darbieten, über dem sich die Dorfkirche in beherrschender Stellung erhebt, kehren zumeist die Giebel nach der Straße, seltener die Langseiten. In dieser Art reiht sich in der fruchtbaren „goldenen Aue", jener blühenden Talsenke zwischen Thüringen und dem Harz, Dorf an Dorf, auf die nicht wenige Burgreste der Thüringen einst beherrschenden Dynasten herabsehen.

Auf den Bergen ändert sich naturgemäß auch das Aussehen des Dorfbildes. Hier sind als unmittelbare Ergebnisse des steinigen Geländes die hochstrebenden mehrstöckigen Häuser unterkellert und durch die aneinandergeschobenen Dachfirste oft stadtähnlich geworden. (Abb. 32).



Abb. 31. Buchholz bei Heringen. (Nach Photographie.)

Thüringen ist nicht mehr das ackerbauende Land, das es in Weimars großer Zeit war; es ist ein modernes Industriegebiet geworden, was auf die beteiligten Dörfer nicht ohne Einfluß geblieben ist. Aber darin zeigt sich die mitteldeutsche Beweglichkeit in ihrer reinsten Form, daß diese neuere Entwicklung nicht gleichmäßig, sondern in vielen Abstufungen erfolgt ist. Oftmals hat die gewerbliche und industrielle Nebenbeschäftigung den Ackerbau nur unterbrochen, der im Sommer wieder aufgenommen wird, oft ihn allerdings auch ganz verdrängt, wie es überhaupt eine häufig beobachtete Notwendigkeit hochgelegener Gebirgsdörfer ist, sich aus dem spärlichen Ackerbau zu einem gewerblichen Leben emporzuentwickeln. Die Anfänge dieses gewerblichen Lebens liegen in Thüringen bereits in der goldenen Aue; aber sie sind hier in den blühenden Ackergefilden nicht aufgekommen, sondern erst in den höheren Tälern und am Berggewässer gereift, wo die Bedingungen dafür günstiger liegen. Wo das Wirtschaftsleben, das durch eine landwirtschaftliche Nebenproduktion und durch den Weinbau bereichert wird, das Dorfbild beeinflußt, da hat es auch die Höfe immer stattlicher, gegliederter werden lassen; wo es mit der rauhen Hand der Industrie sich Entfaltungsfreiheit geschaffen hat, da ist der freundliche Hofcharakter leicht verloren. Trotzdem hat die gesunde Überlieferung auch in dem neuen Typus des Industriedorfes häufig genug — besonders im Harz — Dorfbilder geschaffen, die sich sehen lassen können. (Abb. 33.) Im benachbarten Harz wie in der goldnen



Abb. 32. Tambach, Dorfstraße. (Thüringen.) (Nach Photographie.)

Aue, in den Tälern der Werra, Saale, Unstrut, selbst auf der ärmlicheren Höhe des Eichsfeldes, haben sich die Dörfer in der typischen Form des Haufendorfes oft zu recht stattlichen Siedelungen entwickelt. Wo es an Raum mangelt, da schieben sich die Gehöfte eng aneinander, namentlich auf den kleinen Anhöhen; schmale Gassen winden sich durch die Gehöfte hindurch, um sich der breiteren Hauptstraße oder dem Dorfplatze anzuschließen, der häufig durch den Mangel großer Bäume und der Vorgärten zu dem stadtähnlichen Bilde mancher dieser Dörfer erheblich beiträgt. (Abb. 34.)

Die alten Siedelungen liegen, wie immer im Gebirgslande, in den Tälern, die neueren, welche sich zumeist aus kleinen Waldansiedelungen erst im 19. Jahrhundert zu ansehnlicheren Ortschaften entwickelt haben, trifft man in den höheren Tälern, die darum nicht selten wie Tambach u. a. als sommerliche Kurorte eine neue wirtschaftliche Basis gefunden haben. Leider nicht immer zugunsten ihrer äußeren Erscheinung, die von einzelnen, außerhalb dörflicher Interessen stehenden Mächten beeinflußt wird. Da verschwinden dann bald die freundlichen Bauernhäuser; an ihrer Stelle erheben sich städtisch sein wollende Gebäude, die den dörflichen Charakter nur zu bald verwischen. Im Osten Thüringens, wo die Saale jahrhunderte=



Abb. 33. Zorge (Südharz). (Nach Photographie.)

lang Grenzfluß gegen die Slaven war, welche, ihrem Laufe folgend, bis nach Franken vorgedrungen waren, findet sich noch häufig genug der slavische Typus in den Rundlingsanlagen, mit ihm allerdings auch eine gewisse Bescheidenheit der Höfe, die häufig zu beobachten ist, wo die Wirkungen einer übermächtigen Grundherrschaft die Entfaltung hemmte. Ist doch diese hier von dem großen Zuge des ostdeutschen Entwicklungsganges noch stark beeinflußt!

Königreich Sachsen. Je weiter man in Mitteldeutschland von Westen nach dem Osten kommt, um so mehr stößt man auf Reste slavischer Anlagen. Nicht nur in den vermehrten Rundlingen oder den auch slavischen Stämmen eignenden Straßendörfern zeigt sich dies; mehr noch kommt es in der eigenartig schönen Zimmerei des Ständerwerkes zum Vorschein, das dem Bohlenwerk vorgebaut und von Ostpreußen an bis nach Böhmen verfolgbar ist, in Sachsen aber ganzen Landstrichen, besonders in der sächsischen Lausitz und dem höheren Erzgebirge, ein eigenartiges Gesicht gegeben hat. (Abb. 35.) Rein slavische Siedelungen, die sowohl häufig ein weilerartiges Aussehen, als auch die Flur blockartig aufgeteilt haben, sind in der Umgebung von Dresden und Meißen zu finden. Die Einwirkungen der Grundherrschaft, die selbst in dem ehemals reichsunmittelbaren Vogtlande eine weitgehende Zerklüftung des bäuerlichen Besitzes bewirkt hatten, haben allerdings deutsche und slavische Dorfschaften äußerlich, namentlich in bezug auf die Flureinteilung, vielfach genähert; aber die stammesartlichen Urelemente sind trotzdem in keinem deutschen



Abb. 34. Rokenstein a. d. Saale. (Nach Photographie.)

Gebiete so intensiv in die Erscheinung getreten, wie im Königreich Sachsen. Eine ganze Reihe malerischer Bauarten — von der einfachen strohgedeckten Lehmkate der Niederungen bis zu den schindelgedeckten Block- und Ständerbauten des Erzgebirges, von den fränkisch-thüringischen burgartig geschlossenen Vierkantbauten bis zu den mannigfachen schiefer- oder bretterbedeckten offenen Höfen — hat sich auf diesem beschränkten Gebiete herausgebildet. Der Slave hat sich anscheinend den sogenannten fränkischen Typus des Hauses angeeignet; vermutlich übernahm er damit nur eine Form, die seiner eigenen, angestammten Wohnweise schon etwas nahelag; indessen sprechen hier noch andere Vorgänge mit, die klar den Einfluß geographischer Verhältnisse belegen.

Die völkergeschichtlichen Ereignisse, welche aus einem rein-slavischen Lande schon früh ein von Hessen, Thüringern, Bayern, Flamländern — vor allem aber von Franken — besiedeltes Bollwerk deutscher Kultur gemacht haben, ließen, unabhängig von einzelnen Ausnahmen, die fränkischen Volkswellen über die höheren Gelände hinweggehen, während das Flachland dem slavischen Volkstume noch lange Zeit vorbehalten war. So ist es zu verstehen, daß im Norden und Osten des Landes das koloniale Straßendorf (Abb. 36) mit seiner Kirche, seinem Anger und seinen hübschen Vorgärten herrscht, das nach der intensiven Bewegung der Kolonisation auch mit Rundlingsdörfern vermischt ist, daß an Abhängen des Erzgebirges dagegen die großen einseitig erbauten Waldhufendörfer mit ihren charakteristischen, dem Flußlaufe quergelegten



Abb. 35. Ebersbach-Georgswalde (Lausitz). (Aus Ranck, deutsches Bauernhaus.)

Flurstreifen, mit ihren weit auseinanderliegenden, oft trotzig geschlossenen Bauernhöfen herrschen, die über die Lausitz hinweg bis in die Sudeten vorgedrungen sind. Hier fehlt vor allem die Gruppierung, welche in der Dorfkirche eine architektonische Steigerung erfährt; das Dorf ist in Wirklichkeit nichts anderes als eine Häufung des Einzelhofes, der nicht wie im niederdeutschen Tieflande in weiten Abständen unregelmäßig verstreut ist, sondern mit Rücksicht auf die Gebirgsnatur in engeren Zwischenräumen zusammennistet.

Ein großer Teil der Dörfer — namentlich im Erzgebirge — ist zu einem Industriebetrieb übergegangen. In diesem Falle aber reichen die Anfänge weit zurück bis in eine Zeit, die noch lebhaft im Banne einer guten Überlieferung stand. Vielleicht würde die Frage nach den Anfängen selbst auf die Vermutung führen, daß manche Wurzel der ursprünglichen und noch heute zum Teil vorhandenen Hausindustrien, wie in Schlesien, in den grundherrlichen Verhältnissen zu suchen ist; jedenfalls aber haben die Dörfer ihren Dorfcharakter noch nicht eingebüßt, der von vornherein auf Kleinbetrieb gerichtet war und dementsprechend eine große Übereinstimmung dieser Wirtschaften herbeigeführt hatte. (Abb. 37 u. 38.)

Oberdeutsche Dörfer.

Allgemeines.

Der Bruder des Berges ist der Wald. Er war auch für die vorrückenden Germanen Ziel und Schutz zugleich, als sie aus dem waldreichen Innergermanien, das allerdings von großen natürlichen Lichtungen durchsetzt war, hervorbrachen. Zunächst forderten sie ja nur Ackerland, aber es war für sie von der größten Bedeutung, daß sie den heimatlichen Wald wiederfanden und ihre Dorfmarken im Zusammenhange mit dem Walde lassen konnten. In den waldarmen Gebieten Europas verloren sie nicht nur ihre völkische Stärke, sondern auch durch Vermischung ihr Volkstum; nur wo ihre Siedelungen sich an große zusammenhängende Waldmassen anlehnten, die wie reinigende Filter alle Fremdeinflüsse zurückhalten, da blieben sie in ihrem Volkstum ungeschwächt. Das



Abb. 56. Sörnewitz bei Meißen. (Aus Sächs. Verkehrsbuch, Verlag d. Vereins zur Förderung Dresdens und des Fremdenverkehrs.)



Abb. 37. Neudorf im Erzgebirge. (Aus Sächs. Verkehrsbuch, Verlag d. Vereins zur Förderung Dresdens und des Fremdenverkehrs.)

wird klar, wenn wir die Siedelungen in Oberdeutschland betrachten, wo eine Jahrtausende alte Kultur nistete, bevor sie von germanischen Stämmen überschwemmt wurde, wo die Stämme nicht nur ihre nationale Eigenart bewahrten, sondern auch manche Erinnerung an die Vorzeit um so fester hielten, je mehr sie in die Fels- und Schottergegenden Süddeutschlands aufrückten. Wenn die nördlichen Gebiete am waldärmsten, die südlichen am waldreichsten sind, wie es die Bodenstatistik nachweist, dann ergibt sich daraus auch die notwendige Folge, daß die Siedelung ihren Charakter entsprechend ändern mußte. Darüber belehrt eine Umschau unter den Dörfern Süddeutschlands und der benachbarten deutschsprechenden Gebiete.

Der Wald gibt auch dem Gebirgsdorfe Charakter, aber es ist nicht mehr der schweigende Wald Niederdeutschlands oder der anmutige mitteldeutsche Auenwald, sondern der in manchen Gegenden zum Teil noch heute urwaldähnliche Baumbestand der Gebirgsschroffen. Großzügig auch im kleinen, steht er mehr im engen Zusammenhange mit dem Wirtschaftsorganismus des Dorfes als in Niederdeutschland, wo man von der früher umfangreich betriebenen Viehzucht mehr und mehr zu anderen Wirtschaftsbetrieben übergegangen ist. Zum Walde, der oft in riesenhafter Ausdehnung dem Dorfe angehört — das Dorf Schweighausen im Schwarzwalde besitzt allein etwa 9000 Morgen Waldgebiet — kommt das sprudelnde und



Abb. 38. Rittersgrün im Erzgebirge. (Aus Gruner, Dorfkirche.)

rauschende Gewässer, das bald in ungezügelter Wildheit in die Tiefe stürmt, bald über Felsbarren spielend hüpft und diese unter Umständen mitleidlos auf das Werk von Menschenhand herabschleudert. Eine Sturm- und Trutzwelt zeichnet die Grundlinien des Dorfes auf, eine Welt, die dem Bewohner als großes Problem die Aufgabe stellt, sie zu meistern. Und das hat er im reichsten Maße getan; er hat sie unterjocht, wenn sie auch zeitweilig ihre Fesseln sprengt. Der Bewohner der Berge hat die vorbildliche Größe der Natur auch in seiner Siedelung weiterzuspinnen gesucht. Holz und Stein bietet ihm das Land, und aus Holz und Steinen sind die Dörfer erbaut, bald unmittelbar nebeneinander an demselben Bauwerk oder Dorfe, bald auch, um eine Zone des reinen Holzbaues — des eigentlichen Alpenhauses — von einer solchen des felsentürmenden Mauerhauses zu scheiden, die in dem letzten Falle meistens mit den Siedelungen der ältesten rätischen Bewohner zusammenfällt.

Der Steinbau hat indessen noch eine andere Äußerung volkstümlicher Kunst ausgelöst, die für Oberdeutschland charakteristisch ist, in ihren Wirkungen sich jedoch bis nach Franken, selbst bis nach Hessen hin erstreckt: das ist die Farbe. In Norddeutschland ist sie verhältnismäßig wenig zur Geltung gelangt, obwohl schon

Tacitus auf sie anspielt. Nur die Balken sind hier mit dunkelroter, häufig schwarzer, Farbe gestrichen, oder es wird — namentlich innerhalb der Einflußzone hansischer Kultur — das Bretterwerk mit einem saftigen Grün überzogen, das dadurch gewissermaßen zur Hansenfarbe geworden ist. Davon macht nur das Altländer Haus bei Stade eine Ausnahme, weil es — wenigstens im 19. Jahrhundert — neben dem bevorzugten Weiß eine ganze Skala von Farben zur Schau trägt. Das niederdeutsche Haus ist auch darin bodenständig, daß es mehr durch seinen massiven Kern als durch das Hervorkehren architektonischer Einzelheiten wirkt, daß es mehr Linie und Form als rankende Buntheit liebt, die auch der ernsten Natur des Landes durchaus widersprechen würde. Anders ist es schon in Mitteldeutschland, wo das leuchtende Weiß der Füllungen und der Mauern einen natürlichen Gegensatz zu den Tönen des verwitterten Gesteines oder zu dem warmen Grün der Matten und der Wälder bildet. Im Berglande Mitteldeutschlands — vorzugsweise aber da, wo fränkische, alemannische und westfälische Einflüsse zusammenstoßen und sich gegenseitig durchdringen, ist man schon einen Schritt weiter gegangen und hat das Grau des Schiefers, das Braun des Riegelwerkes und das Weiß der Gefache durch farbige, manchmal auch bildhauerische Verzierungen belebt. Ganz ist die Farbe indessen erst in Süddeutschland zur Herrschaft gelangt, wo die Sonne kontrastreichere Farbenspiele hervorbringt. Dort werden nicht nur die Wände innen und außen mit allerlei farbigen Ranken und Bildern überdeckt, sondern es bilden auch die verschiedenen Grundfarben des Baustoffes, der vom hellen Weiß des Mörtels durch alle Nüancen des Bruchsteines hindurch bis zum satten Rot wechselt, eine Grundlage für malerische Zutaten, die durch den Einfluß italienischer Bauart sich besonders an den großen Verkehrsstraßen der Alpen bis zu farbenreichen kirchlichen und geschichtlichen Gemälden steigert. Leuchtende Wandflächen, braunes oder rotes Riegelwerk, grüne Fensterläden oder auch grüne Dächer lassen das farbige Grundmotiv der Bauten nach allen Seiten hin weiterklingen. Selbst bei den Kirchen, deren hochragende spitze Türme oft an den Seiten der Bauten angeordnet sind, und bei den vielen Feldkapellen entwickelt sich ein reiches Spiel von Form, Farbe und Linie, dem der Ernst des Holzbaues auf dem abgelegenen Hochlande wirkungsvoll entgegensteht. (Abb. 39.)

Im oberdeutschen Dorf entwickelt sich die Neigung zum



Abb. 39. Vent (Ötztal). (Nach einer Photographie von A. Grahl, Innsbruck.)

Geschoßbau, die schon in Mitteldeutschland vorhanden ist, zum beherrschenden Grundsatz. Ist schon bei dem Alpenhause das Bestreben, die Wohnräume über den Ställen anzulegen, vorhanden, so verstärkt es sich oft dahin, auch noch ein zweites Wohngeschoß aufzusetzen. Dagegen verkümmert das Dach, das in der Ebene häufig größer als das unter ihm liegende Stockwerk ist, zu einem niedrigen Flachdach, das wegen der zerrenden Gewalt des Föhns in seiner geringen Höhe erhalten wird. Da das urdeutsche Haufendorf im Gebirge durch die einengende Natur der Talsenken selten Entwicklungsfreiheit hat, so findet man es mehr in der den Alpen nordwärts vorgelagerten Hochebene, hier aber oft mit steilen Dächern auf den Häusern. Tritt, was nicht selten ist, ein Aneinanderrücken der Hofstellen hinzu, dann haben wir wieder eine stadtähnliche Siedelung wie wir sie schon in Mitteldeutschland gefunden hatten, die aber hier um so stärker wirkt, als das oberdeutsche Dorf in der Regel keinen Dorfteich besitzt und der grüne Anger, falls er überhaupt vorhanden ist, als etwas Fremdes in die Flur verlegt ist.

Die mittelrheinische Tiefebene. Wenn in der äußeren Erscheinung große Unterschiede in den Dorfanlagen Süddeutschlands vorhanden sind, die einzelne Gebiete heraussondern und sie mitteldeutschen Dörfern anschließen, wenn sich ferner der Hausbau fast ausschließlich an den fränkischen Typus anlehnt, den man heute vorsichtiger als oberdeutschen bezeichnet, dann ist dies zum

größten Teil in der Natur des Berglandes, zum minderen aber auch in der Besiedelungsgeschichte begründet. Es ist, als wollte sie selbst die Neigung zur Absonderung, die so verhängnisvoll für unsere politische Geschichte geworden ist, dadurch mildern, daß das anmutige mitteldeutsche Dorf, das seine höchste malerische Entfaltung in den thüringischen Gebieten findet, sich wie eine nationale Brücke durch die große und verkehrsreiche Rheinsenke fast bis an den Fuß der Alpen vorgeschoben hat, während seine nördlichen Abwandlungen sich in den Kolonialgebieten Nord- und Ostdeutschlands verlieren. Und noch eines spielt hier mit hinein. Die Ländermasse von dem Wasgenwalde bis zu der Hochebene Böhmens ist durch große Wald- und Berggebiete in einzelne natürliche Abschnitte geteilt, in denen Ackerbau, Viehzucht, Wein- und Gemüsebau bestimmte engere Interessengebiete schaffen. Hier drängen sich die Ortschaften stellenweis eng zusammen, hier entfalten sich aber auch die vielen kleinen, reichsunmittelbaren Herrschaften, die erst im Anfange des 19. Jahrhunderts aufgehoben wurden, und die zu den wirtschaftlichen Interessenkreisen solche politischer Art fügten. Nur die Mittelrheinebene erscheint als eine Einheit, obwohl an sie vier große Staaten grenzen und sie durch den Rheinstrom selbst eine natürliche Scheidung in zwei Hälften erfährt. Es ist bezeichnend für die Fruchtbarkeit der Rheinebene, daß die Dörfer fast durchgehends wohlhabend sind, von bedeutender Größe erscheinen und auch in ihren älteren Höfen Zeugnisse früherer Behäbigkeit aufweisen, obwohl der bäuerliche Besitz vielfach zersplittert ist, und die Nachwirkungen grundherrlicher Beengung noch in das 19. Jahrhundert hineinreichen.

Die Siedler, welche hier große Haufendörfer anlegten, traten die Erbschaft der römischen Kultur an mit einem festen Bestand von Vorstellungen, die durch das Vorhandensein von älteren Siedelungsformen nicht beeinflußt wurden. Hier auf dieser breiten Völkerstraße ist das Haufendorf schon als fertig ausgebildetes Siedelungssystem eingeführt worden und mit ihm die Flureinteilung in Gewanne, die noch heute das Land wie ein bunter Teppich überdeckt. Die Grundherrschaft, welche schon recht früh einsetzt, hat jedenfalls den Charakter der Dörfer nicht verändert; es sei denn, man wolle die vielen befestigten Dörfer, die man gerade in dem hessischen Teil der Rheinebene findet und die mit Wall, Graben und Tor sogar vor den reichsunmittelbaren Dörfern Süddeutschlands etwas voraus haben, mit der Grundherrschaft

zusammenbringen. Soweit die Dörfer zur Ebene gehören, halten sie an dem fränkischen Gehöft fest, das wir in Hessen und Thüringen fanden, an dem Gehöft, das durch das große, mit dem Giebel der Straße zugekehrte Wohnhaus, dem gegenüberliegenden Stalle, der Scheune im Hintergrunde und dem großen Torbogen so einladend erscheint. Dann aber wird der malerische Eindruck noch gehoben durch die Unterkellerung und die dadurch notwendig gewordene Treppe, durch die offenen Unterfahrten und die mehrfach den Giebel wagerecht durchschneidenden Schutzdächer. Gerade diese letzteren, welche sich wie ein einheitliches künstlerisches Motiv in der ganzen Rheinebene finden, belegen den Zusammenhang des ganzen Gebietes, der stärker durch die Natur des Landes zusammen gehalten als durch die politische Geschichte getrennt wurde.

Elsaß-Lothringen. Der Rhein war lange Zeit eine politische Grenze, aber er hat in volklicher Beziehung nur wenig als Scheide gewirkt. Hüben wie drüben dieselben Dörfer, dieselben Häuser, dieselben Fluren; hier wie dort breite Gestrüppufer, die den Fluß begleiten, und dieselbe Vermischung von Straßen- und Haufendorf. Mehr nur als die badische Seite ist Elsaß-Lothringen mit Weilern durchsetzt, die, wenn sie sich noch nicht zu Dörfern entwickelt haben, unverkennbare Züge einer fremden Herkunft zeigen. Es sind vermutlich Siedelungsnachklänge der Römer, wenn nicht gar einer noch vorrömischen Bevölkerung; sie sind darum weniger in der Ebene als auf den Abhängen des Wasgenwaldes zu finden, weil der fruchtbare Boden zwischen dem Gebirge und dem Rhein von den Alemanen mit dem Rechte des Eroberers in Besitz genommen und mit Gewanndörfern besetzt wurde. Bevorzugt sind dabei flache Erhebungen, die sich an den Vorbergen des Wasgenwaldes als Schwellen genügend finden.

Bei großen, beherrschenden Straßenzügen nimmt ein elsässisches Dorf leicht die Formen des Straßendorfes an, in Heiligkreuz bei Kolmar z. B. mit zwei rechtwinklig sich kreuzenden Hauptstraßen und regelmäßig viereckigem Platze. Es geht dabei von der überlieferten Form des Dorfes manches verloren. Die aneinandergerückten Höfe mit ihren offenen Torbogen lassen zwar die künstlerische Wirkung des fränkischen Wirtschaftshofes voll ausklingen, aber durch Verlegung des freundlichen Vorgartens, der dafür in vergrößerter Gestalt sich hinten dem Hofe anschließt, gewinnt das äußere Dorfbild, nicht aber die innere Erscheinung. (Abb. 40.) Ja, es wird sogar bei den nicht seltenen Fällen einer Dorf-



Abb. 40. Kunzenheim bei Hagenau. (Nach Photographie.)

befestigung wie sie z. B. in unverkennbarer Gestalt Zellenberg bei Kaisersberg noch heute aufzeigt, der Dorfcharakter fast vollends getilgt. Große Dörfer schmücken zum Teil das „herrliche Elsaß", wie es Goethe bezeichnet hat; aber in seiner inneren Geschichte treten diese zurück vor den Städten, königlichen Pfalzen und Gutshöfen. Ihre höchste Steigerung erhielt diese Entwicklung in der hohenstaufischen Zeit, aber mit der Rückwirkung, daß in den Dörfern eine doppelte Wandlung vor sich gegangen ist: entweder sie wurden zu freien, nur von dem Reiche abhängigen Dörfern oder sie gerieten — das war der übliche Ausgang — in Abhängigkeit von Klöstern und Grundherren. Der große Verlust, welchen das Land in dem bekannten Aufruhrjahr 1525 durch das verräterische Hinmorden von 20000 Bauern erlitt, trug weiterhin dazu bei, die bürgerliche Kultur den Vorrang gewinnen zu lassen, den schon die äußere Gestaltung so mancher Bauernhäuser aufzeigt. Die freien Bauernschaften sind zum größten Teil zertrümmert, die Marken untergegangen; aber die von den Städten ausgehende Erneuerung des bäuerlichen Wirtschaftslebens hat es im 19. Jahrhundert von vornherein an die Städte angeschlossen. Mehr als in anderen Ländern trifft man im Elsaß Dörfer, die dem Einflusse bestimmter Städte — oft sind diese selber nicht viel mehr als Dörfer — unterworfen sind. Vielleicht hat die räumliche Größe mancher Dörfer dazu beigetragen, diese Annäherung

zu vollbringen; von dem Dorfe Herinstein wissen wir ja schon aus karolingischer Zeit, daß es aus nicht weniger als 60 Höfen bestand! Wahrscheinlich ist aber, daß die fruchtbare Natur des Landes die Dörfer zu großen Anlagen zusammengedrängt hatte, die darum in weiteren Abständen voneinander entfernt sind als sonst in Oberdeutschland. Umgekehrt steht damit im Einklange, daß unmittelbar am Rheine, in dem von Eichen und Platanen gebildeten Buschwalde, die Dörfer nicht so groß sind wie in der höher gelegenen Gegend.

Der fränkische Hof hat — wie wir gesehen haben, die Brücke gebildet, die von dem niederdeutschen Boden zu dem Schweizerhause reicht; er hat dabei ebenso wie das Haufendorf die Ebene nicht verlassen. Schon in Lothringen, das sich seiner ganzen Natur nach mehr dem Hinterland der Mosel und Maas anschließt, als dem Rheinlande, zeigt sich der abweichende gallische Einfluß in den steinernen, Wand an Wand mit der Langseite der Straße zugekehrten Häusern, und vor allem in der Vernachlässigung des Baumschmucks, der eine unseren Dörfern gewissermaßen notwendige Ergänzung ist. Vielleicht ebenfalls ein keltischer Nachlaß ist es, daß sich hier eine abgeblaßte Art von Hausgemeinschaft bis in das Ende des 18. Jahrhunderts erhalten hat.

Zwei schöne Tatsachen beleuchten den Unterschied zwischen dem Dorfe im Elsaß und in Lothringen. Ersteres ist die Heimat jener schönen Sage vom Riesenspielzeug, die durch Chamissos Gedicht zum sinnbildlichen Ausdruck des Wertes eines gesunden Bauernstandes geworden ist; aus Lothringen aber wird jene übermütige Tat berichtet, bei der die Bauern nachts den Schloßteich mit Ruten schlagen mußten, damit die Frösche nicht die Ruhe der Herren störten. Dort eine Apotheose der Bauernarbeit, hier eine Äußerung der Leibeigenschaft, die selbst der Osten nicht kennt und die eine völlige Verachtung der bäuerlichen Arbeit bekundet.

Hessen-Darmstadt. In der rheinischen Ebene des Großherzogtums Hessen haben wir die als befestigte Siedelungen charakterisierten Dörfer bereits kennen gelernt. Sie unterscheiden sich wenig von denen der ganzen Rheinebene; es sei denn, daß die Vorberge des Odenwaldes bereits für die Straßendörfer die Linien bestimmen. Dagegen tritt in den nördlichen Vorbergen des Odenwaldes an die Stelle breit gelagerter Dörfer ein Zusammenrücken der Höfe auf, das teils der Enge des befestigten Areals, teils auch den einschränkenden örtlichen Bedingungen der gebirgigen Landschaft entspringt (Abb. 41.). Erst



Abb. 41. Klehstadt im Odenwald. (Nach Photographie.)

wieder die höheren Lagen des Odenwaldes befreien die Dörfer aus der engen Umschnürung eines befestigten Platzes und gestatten, sie in regelloser Weise auf den Talabhängen anzulegen. Bei den erstgenannten Vordörfern hat zwar die Unterkellerung der Häuser zu einer Höhenlage der Wohnräume geführt; aber erst bei den eigentlichen Odenwalddörfern ist die freie Treppe zu einem bedeutungsvollen architektonischen Ausbau geworden. Wirkliche Waldhufendörfer haben sich noch in Langen-Brombach, Nassau u. a. erhalten. Ihre Flureinteilung ist durch Hecken und Steinpackungen deutlich hervorgehoben, was an und für sich nicht überraschen kann, da die Mark Heppenheim, zu der der Odenwald einst gehörte, schon sehr früh mit grundherrlichen Dörfern besetzt wurde, und die Waldhufe ein bequemes Ansiedelungsmaß der älteren deutschen Königszeit war.

Im Hinterlande des Odenwaldes haben wir, um die Buntheit der Siedelungen auf diesem so kleinen Gebiete noch zu steigern, schließlich auch Einzelhöfe, welche vermutlich aus der vorgermanischen Zeit stammen. Inmitten der zugehörigen Flurmarkung liegt das oft aus drei Flügeln zusammengebaute Gehöft mit seinen — im Gegensatz zu den modernen Odenwaldhäusern — ebenen Räumen. Hier haben sie auch eine persönliche Note durch die Übernahme des Besitzernamens in die Ortsbezeichnung be-

halten, wie z. B. bei dem Weiler „Frau Nauders" (Mümmlingstal), der sogar in die kartographischen Aufnahmen gedrungen ist.

Baden. Der alte Kulturboden Badens ist durch die alemannische Besiedelung derart umgestaltet, daß von den ursprünglichen Ortsanlagen recht wenig, und dieses wenige zumeist noch in den Städten, sich erhalten hat. Eine Wurzel, die wie bei dem dem Höllental vorgelagerten Zarten auf das römische Tarodunum zurückgeht, haben die wenigsten Dörfer. Die fruchtbaren Gelände der Rheinebene sind hier wie jenseits des Rheines mit deutschen Haufendörfern, und vermutlich unter den Einflüssen der Grundherrschaft, die bereits im Mittelalter eintreten, auch mit Straßendörfern besetzt worden. Der Besitz ist vielfach in kleine Anwesen zersplittert; nur die Lehngüter, welche ja ihrer Natur nach nicht geteilt werden konnten und in der Form von Fallehen, d. h. solchen, die nach dem Tode wieder an die Herrschaft zurückfielen, und Erblehen, diese besonders in dem Gebiete von St. Peter im Schwarzwalde, machen eine Ausnahme. Heute sind allerdings die Unterschiede vielfach ausgeglichen; die natürliche Fruchtbarkeit und der steigende Wohlstand des ganzen Großherzogtums haben dies zuwege gebracht.

Im nördlichen Baden hat die Anlage des Haufendorfes sich ziemlich frei zu einem Straßendorfe entwickelt. Es haben da Einwirkungen stattgefunden, die das Schwergewicht von dem Ackerbau auf den Verkehr legten. Haus und Hof sind mit den oben erwähnten elsässischen gleichartig; die Dorfstraße ermangelt auch hier häufig des freundlichen Vorgartens. (Abb. 42.) Das ändert sich nach dem Süden zu. Schon im waldreichen Kaiserstuhlgebirge und seiner näheren Umgebung drängen sich zwischen den Hofstellen die Baumgärten an die Straße heran; auch rinnen kleine Bäche durch die Straße, die näher am Schwarzwald jene offenen, dem alemannischen Gebiet so eigentümlichen Laufbrunnen treiben. Auch der Baumschmuck wird üppiger, der das Dorf durch gewaltige Nußbäume überschattet. Der Grundplan wird oft straßenmäßig angelegt, weniger nach dem Schema dieses Siedelungsplanes als mit Rücksicht auf einen vorhandenen Bach. Während es Dörfer gibt, die vollständig straßen- oder kreuzförmig sind (Hausen bei Heitersheim), sind andere mit ihrer Dorfstraße allen Windungen des Baches gefolgt (Eschbach bei Heitersheim). Die strengkatholische Bevölkerung hat dem Ortsbilde ferner in Bet- und Gedenksäulen einen Schmuck gegeben,



Abb. 42. Ottersweier bei Bühl. (Nach Photographie.)

der im Verein mit den erwähnten Vorzügen der Lagerung und den durch eine Mauer nach der Straße geschlossenen großen Höfen diese Dörfer zu den freundlichsten des badischen Landes machen. (Abb. 43.)

Der Schwarzwald selbst ist erst verhältnismäßig spät besiedelt worden und zwar mit grundherrlichen Dörfern. Obwohl die Hofverfassung durchaus verschiedenartig ist, so lassen sich leicht territoriale Zusammenhänge feststellen — namentlich da, wo die Besiedelung von einzelnen Klöstern ausgegangen ist. Die Schwarzwaldtäler legen eine straßenförmige Anlage an und für sich nahe, die allerdings mehr einer Zusammenhäufung von Einzelsiedelungen ähnelt als einer bewußten Planung. Die letzteren sind die eigentlichen Siedelungstypen der Höhen — urwüchsig wie der Wald, der sie umgibt, behäbig und würdevoll wie der Menschenschlag, der sie bewohnt. Obwohl die Fronden auch im Schwarzwalde nicht weniger drückend waren als anderswo, so sind hier noch besondere Unzuträglichkeiten in der allzuleichten Verkäuflichkeit und der dadurch hervorgerufenen Teilung der Höfe hinzugetreten. Schon im 15. Jahrhundert erkannten die Bauern die üblen Nachwirkungen dieser Zerstückelung, der sie selbständig durch das Minorat, das den Hof immer dem Jüngsten zuwandte, entgegenzuwirken suchten, eine Bewegung, die auch von der Grundherrschaft unterstützt wurde. Das Kloster St. Peter hat dadurch einen einheitlichen Typus in dem weiten Umkreise seiner Herrschaft geschaffen. Eine weitere Folge ist dann jedenfalls



Abb. 43. Ichtingen am Kaiserstuhl. (Nach Photographie.)

die Ausbildung des charaktervollen Schwarzwaldhauses, das in seinem Kern vermutlich eine uralte Form ist, das aber erst mit dem Erstarken der Bauernschaften im 18. und 19. Jahrhundert seinen behäbigen, gemütlichen und malerischen Zug erhielt. (Abb. 44.)

Württemberg. So einheitlich im allgemeinen die Bevölkerung Württembergs ist, und so gleichmäßig sich die Besiedelungs- und Wirtschaftsgeschichte vollzog, so verschieden ist trotzdem der Dorftypus, der häufig von der Nachbarschaft größerer Gebiete abhängig ist. Im Westen tritt das Schwarzwaldhaus über die württembergische Grenze, im Osten hat das Allgäuer Gehöft Platz genommen, in der zentralen Mitte herrscht der Typus des fränkisch-thüringischen Hofes, der dazu noch in vielen örtlichen Besonderheiten auslebt, und schließlich hat sich im Oberschwäbischen, am Bodensee, noch ein uraltertümliches Haus erhalten, das schon durch das mächtige Dach an recht unentwickelte Zustände erinnert. Alles in allem aber zeigt diese Mannigfaltigkeit nur ein Spiegelbild auch der landschaftlichen Verschiedenheit. Fruchtbare Gefilde wechseln mit dürrem Boden, für den die Rauhe Alp geradezu zu einem festen Begriff geworden ist; Moorgegend und Waldgebiete lösen sich ab, und durch all diese Teile ziehen die tiefeingeschnittenen Talstraßen wie alles gleichmäßig verbindende

Verkehrsadern, die in ihrer Gesamtheit ein Netz bilden, durch das der bewegliche Handel und die technisch hochstehende Ackerwirtschaft ihre vermittelnden Boten über weite Gebiete senden.

Die territoriale Zerrissenheit des Landes, das einst eine ganze Reihe von selbständigen Gebieten einschloß, war indessen der äußeren Entwicklung der Dörfer nicht ungünstig. Die Fronen waren, z. B. im Verhältnis zu den Leistungen in anderen süddeutschen Staaten, nicht nur bescheiden, sondern auch vielfach gesetzlich geregelt. Schon im 16. Jahrhundert wurden die Dienstleistungen in Geldabgaben umgewandelt und Wege gesucht, auf denen der Bauer überhaupt freikommen konnte. Von Vor-



Abb. 44. Haus. Gutacher Tal. (Aus Ranck, deutsches Bauernhaus.)

teil war es auch, daß die Gutshöfe der Grundherren sehr zerstreut und mitten im Bauernlande lagen, was mindestens das Verhältnis beider Stände zueinander erleichterte. Auch in anderer Art kam die verhältnismäßige Entwicklungsfreiheit des Bauern zum Vorschein, so in dem nur vereinzelt nachweisbaren Dienstzwang der Kinder, die eine Reihe von Jahren auf dem Gutshof arbeiten mußten, eine für Bayern und Ostdeutschland geradezu feste Einrichtung. Man kann nach allem diesem wohl sagen, daß der bäuerliche Besitzer — soweit er nicht überhaupt ein Freibauer war — von seinen süddeutschen Genossen am besten in Württemberg gestellt war. So ist es denn auch kein Wunder, daß es hier nicht weniger als 6 Reichsdörfer gab, die zwar erkennbare Vorteile nicht besaßen, aber doch durch ihre Verfassung

allein eine gewisse äußere Anerkennung bäuerlicher Gemeinden bekundeten. Eine Rückwirkung davon ist jedenfalls die bemerkenswerte Tatsache, daß es selbst auf den Dörfern Rathäuser gibt, in denen einst wie heute die Gemeindemitglieder tagten und beratschlagten, während in anderen Gebieten die Dorflinde, das Haus des Amtmannes oder auch der Kirchhof diesem Zwecke dienten.

Trotz alledem aber finden wir in Württemberg auffallend viele kleine Bauern, die den Dörfern das Gepräge geben. Sie sind durch die lange Zeit herrschende Gewohnheit entstanden,



Abb. 45. Illingen bei Vaihingen (Baden). (Nach Photographie.)

das Bauerngut zu teilen, was zu einer so völligen Zersplitterung des Grundbesitzes führte, daß es im alten Herzogtum Württemberg Anfang des 19. Jahrhunderts nur noch vereinzelte ungeteilte Höfe gab. Namentlich der Schwarzwald- und Neckarkreis haben viele kleine Söldner oder Häusler — im Fränkischen Köbler genannt —, die nur ein Haus, vielleicht auch einige einst im Flurzwang befindliche Grundstücke besitzen und die unterste, fast Arbeiter zu nennende, Schicht der Bauern bilden.

Man erkennt in den Haufendörfern der nördlichen Gebiete die Tendenz zusammenzurücken, für die zwar noch keine Formel gefunden ist, die aber sehr wahrscheinlich mit der Fruchtbarkeit des Geländes, andrerseits mit dem Bestreben, die Flußtäler als Siedelungsbasis zu benutzen, zusammenhängt. (Abb. 45.)

In den waldigeren Teilen des Landes — nach dem Schwarzwald zu — löst sich der Zusammenhang wieder zugunsten weit voneinander abrückender Höfe, die stellenweis in das Schwarzwälder Einzelhofsystem übergehen. Im Osten aber, wo im Gebiete der einst freien Reichsstadt Wangen und auf der Leutkircher Heide stets freie Bauern gesessen haben, haben wir große, zum Teil vereinzelte Höfe, während Weiler im Norden zwischen Main und Tauber, am mittleren Kocher und Jaxt und im Süden bis nach Ulm verbreitet sind. (Abb. 46.)

Bayern. Die Hochebene Bayerns ist nur im Nordwesten von bemerkenswerten Einsenkungen unterbrochen. Im Süden



Abb. 46. Dorfstraße in Wolfsbuch. (Aus Ranck, deutsches Bauernhaus.)

leiten die Allgäuer, Bayrischen und Salzburger Alpen bereits zu den Hochalpen über, die sich nordwärts Münchens bis an den Inn, die Isar, die Amper und den westlich der Lechmündung liegenden Teil der oberen Donau erstrecken. Die schwäbisch-bayrische Hochebene und das schwäbisch-fränkische Terrassenland, welche südlich vom Fränkischen Jura, ostwärts vom Bayrischen Wald und nach Norden durch Fichtelgebirge, Steigerwald und andere kleinere Erhebungen begrenzt, bezw. durchzogen werden, bilden den Hauptteil. Das Ackerland ist im Süden dürftig, nach Norden nimmt es allmählich zu und erreicht im Nordwesten seine größte Ausdehnung, wo es von dem Stromgebiet des Maines bespült wird. Durch diese Verschiedenheit des Geländes, zu der sich noch ein reicher Wechsel zwischen Moor, Wald und Wiesen gesellt,

ist auch eine nach den Landschaften anders geartete Dorfanlage bedingt, die oft an Hessen (Abb. 47) oder Thüringen erinnert.

Bayern ist durch alle Wandlungen der Geschichte hindurch Bauernland geblieben, das heißt ein Land, in welchem die Grundherrschaft den eigentlichen Bauernstand nie hat ganz unterdrücken können, obwohl die Stellung des einzelnen Bauern zu den Grundherren, den sogenannten Hofmarchsherren, keineswegs eine bessere war als in Ostelbien. Im Gegenteil! Es schien, als sollte durch die Ottonische Handfeste von 1311, in welcher den weltlichen und geistlichen Herren die niedere Gerichtsbarkeit abgetreten wurde, der die „Siegelmäßigkeit" folgte, d. h. das Recht, die Besitzer-Urkunden völlig selbständig anfertigen zu können, die Entwicklung in derselben Weise vorgezeichnet werden wie im Nordosten Deutschlands. Die Gründe, welche die Hofmarchsherren veranlaßten, von dem ihnen bis in das 19. Jahrhundert hinein freistehenden Rechte des Bauernlegens keinen Gebrauch zu machen, sind noch nicht ganz klar gestellt; jedenfalls aber war es für die Bauern ein Vorteil, daß die Gutsländereien klein, das Bauernland dagegen sehr ausgedehnt war, daß also die Bearbeitung der ersteren verhältnismäßig schnell zu erledigen war. Damit steht im Zusammenhange, daß die Leibeigenschaft sich nur über einen kleinen Teil des Landes erstreckte.



Abb. 47. Eußenhausen bei Mellrichstadt. (Nach Photographie.)

In den Hochmooren Oberdeutschlands und des benachbarten Oberösterreich finden wir wieder den Einzelhof, den „Einödhof" oder „Ainet". Wo sich die Berge zusammenschließen, Flüsse und Bäche die Halden durchfurchen, wo die Viehwirtschaft vor dem Ackerbau überwiegt, da ist die Siedelung noch auseinandergezogen,

weil sie sich so für die Viehwirtschaft besser eignet; hier bleibt der Wirtschaftshof in der Regel eine Einheit, die alle ländlichen und gewerblichen Vorgänge in sich abspielen läßt. Der selbstzufriedene Spott der Oberpfälzer: „Wenn die Bauern zu Felde sind, ist kein Bürger daheim", dasselbe Wort, das wir bereits im Rheingau kennen gelernt haben, hat hier keine Berechtigung.

Ostwärts und westwärts der Schwaben — dahin, wo die Bayern einst deutsche Kultur trugen und sich wie ein Keil in die Masse der westwärts und nordwärts vordringenden Slaven einschoben, da hat sich dieser Einödhof in der Menge der deutschen Haufen- und Straßendörfer erhalten, der nicht wie jene mit anderen Höfen in Feldgemeinschaft verbunden ist, sondern unabhängig von anderen Wirtschaftseinheiten innerhalb der zugehörigen Flur liegt. „Ganz wie bei den Großbauern an der Isar ist der Gutshof im Viereck errichtet und besteht aus vier Flügeln. Durch eine kleine Tür betritt man das Wohnhaus, durch einen großen Torweg fahren im entgegengesetzten Flügel die beladenen Wagen in den Hof. Stallungen, Wagenschuppen, Kornböden, Heuscheuern verteilen sich über die anderen Flügel. Der zweistöckige Bau macht den Eindruck altgegründeter Wohlhabenheit. Das Haus ist außen wie über den Türen im Innern mit frommen Sprüchen versehen; auch das Hausgerät bis herab auf die Teller sehen wir mit Bibelsprüchen" (A. Kirchhoff). Es läßt sich annehmen, daß dieser Einödhof — mögen ihm nun altgermanische Urzustände oder Überlebsel der Vorbewohner zugrunde liegen — von der Natur dieser Hochebenen bis zu einem gewissen Grade vorgeschrieben wurde. Andrerseits ist er aber auch über ein größeres Gebiet verbreitet, das daneben noch von Dörfern mit Feldfluren besetzt ist: ein Beweis, daß die siedelnden Bayern nicht unbedingt auf ihn angewiesen waren, sondern ihn aus bestimmten Gründen wählten. Da er, wie bereits gesagt, vorzugsweise auf dürftigen Höhen vorkommt, so deutet dies vielleicht auf eine spätere Siedelungszeit, in der die besseren Fluren bereits von Gewanndörfern besetzt waren, wie es in ähnlicher Weise ja auch im oberen Odenwald der Fall war.

Das südliche Bayern zeigt uns nochmals im kleinen — wie auf einem Auszuge — die Hauptformen der Siedelungen: oben im rauhen Hochlande findet sich der Einzelhof, dem sich in der Alpenhütte eine jüngere Tochter zugesellt hat, daneben selten ein wirkliches Dorf und fast gar keine Stadt. Tiefer nach der Donau hin und ihren südlichen Nebenflüssen haben wir dagegen große Siedelungen: Dörfer, Weiler und Einöden. (Abb. 48.)

Das Gebirgsland ist der Entwicklung großer Siedelungen überhaupt nicht günstig; sowie aber die Schroffen und einengenden Steilwände zurückweichen und breite Täler entstehen lassen, dann entwickeln sich leicht, wie an den zur Donau abfließenden Amper, Glon und Paar Dörfer und Flecken, und mit ihnen tritt die Weidewirtschaft der Berge zurück zugunsten des Feldbaues. In Oberbayern liegen die malerischen und flachgedeckten Blockhäuser inmitten der Wiesen; hier in den meilenweiten Ebenen sind die Häuser der Haufen- und Straßendörfer aus Ziegeln errichtet, auf denen ein hohes Strohdach errichtet ist. Wenn der Bauer im Gebirge oft meilenweit und auf beschwerlichen Wegen



Abb. 48. Schleching (Oberbayern). (Aus Ranck, deutsches Bauernhaus.)

herabsteigt bis dahin, wo das Geläut einer einsamen Kapelle die Gläubigen zusammenruft, so strömen die Bewohner in der Niederung unmittelbar in ihre großräumigen, weißgetünchten Kirchen, die mit den ziegelroten oder schindelgrauen Dächern und barocken Zwiebeltürmen stattlicher im Landschaftsbilde stehen als jene einsamen Kapellen. An anderen Stellen, wie auf dem reichgesegneten Dungaboden, der die Donau zwischen Regensburg und Passau begleitet, wechseln in bunter Vielheit Hügel und Tal, Fluß und Ebene, Wald, Weide und Acker, und schließlich auch Weiler und Einöden. Dazwischen liegen Dörfer, die fast zu Städten geworden sind, und Städte, die ein bäuerliches Gepräge haben. Und jenseits wieder umlagern dieses Gebiet am fernen Horizont dunkle, nur für Viehzucht und Waldwirtschaft geeignete Wälder, welche sich unmerklich in die unwirtliche Wildnis des Böhmerwaldes verlieren.



Abb. 49. Altenmarkt (Oberpfalz). (Nach Photographie.)

Wenden wir uns aus diesen Landschaften über die Oberpfalz mit ihren altersgrauen, schindelgedeckten Steinhäusern und flachgedeckten Blockbauten (Abb. 49) nach Oberfranken, dann treffen wir hier wieder den mitteldeutschen Fachwerkbau, der auf steinernem Untergeschoß ruht, oder wir finden noch immer den großen, von vier bis fünf Häusern umschlossenen Einödhof mit seinen finsteren, fensterlosen Außenwänden, bis wir — an Niederungs- und Bergdörfern vorüber — die charakteristischen oberbayrischen Häuser mit ihren Altanen, Erkern und Bretterverschalungen gänzlich hinter uns gelassen haben. Dagegen nehmen jetzt — entsprechend den breiteren und flachmuldigeren Talgeländen — die Dörfer immer mehr an Breite zu. In dem Fachwerk, dem Schindeldach, dem gelegentlichen Verkleiden der Giebel mit Schiefer und gewissen Fensterformen treten jetzt leise Anklänge an das Erzgebirge auf, vor allem aber werden die Höfe mit ihren kunstvollen Taubenständern größer und freundlicher. Wir sind wieder im Gebiete der beweglichen Franken. (Abb. 50.) Nur der Steigerwald, dessen große Staatsforsten keinen Raum für die Entwicklung von Bauerndörfern haben, und in der unwirtlichen Rhön stoßen wir wieder auf vereinzelte Einöden, die sich an der Seite steingetürmter, ärmlicher Straßendörfer festgesetzt haben. Wie in Niederdeutschland und den Alpen ist der



Abb. 50. Geyer im Fichtelgebirge (Franken). (Aus Sächs. Verkehrsbuch, Verlag des Vereins zur Förderung Dresdens und des Fremdenverkehrs.)

Einzelhof immer der Pionier der Kultur, dem die systematische Besiedelung des Rodlandes durch Straßendörfer folgt! Während sich in Oberfranken ein Bestreben zeigt, größere Siedelungen zu vermeiden oder sie dann wenigstens dem Namen nach als Flecken zu charakterisieren, wachsen in den fränkischen Gebieten Bayerns die enggebauten Dörfer von selbst in eine stadtähnliche Gestaltung hinein, die nicht selten durch Ringmauern (Abb. 51), Tore und selbst Rathäuser gehoben wird. Auch slavische Runddörfer sind hier, wo die Slaven ihre westlichste Ausstrahlung hineinsandten, nicht selten, was vielleicht die auffallend vielen kleinen Bauernstellen mit veranlaßt hat.

Es ist ein bezeichnender Zufall, daß das südlichste und hochgelegenste Dorf Deutschlands den Namen „Einödsbach" trägt. Langsam bereitet sich im Westen Bayerns über Nördlingen und Augsburg wieder eine Wandlung in der Erscheinung unserer Siedelungen vor, die zu dem kulturbringenden Einödhof zurückführt. Im Unterlande begegnen wir noch steinernen, hochgiebeligen Bauernhäusern, im oberen Gebiete sind wir schon ganz im Bereiche des Alpenhauses mit seinem niedrigen Dach, seinen Blockwänden und seinen Einzelhöfen. Wo sie sich zusammendrängen, da lassen sie weite Zwischenräume frei, da schlingt sich wohl auch

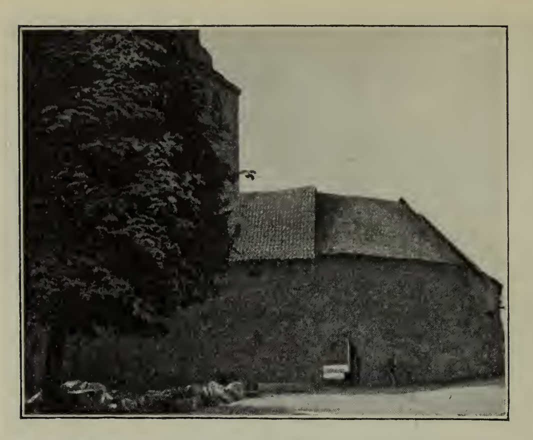


Abb. 51. Befestigte Kirche zu Oberstreu bei Mellrichstadt. (Nach Photographie.)

eine Hürdenschranke mitten hindurch. Das Haus bleibt niedrig; um so höher reckt sich der spitze Kirchturm empor.

Im oberen Allgäu sind die Einödhöfe in ihrer überwiegenden Mehrzahl erst vom letzten Drittel des 18. Jahrhunderts entstanden. Die Schwierigkeit, auskömmlich zu wirtschaften, hat hier wie im oberen Schwarzwalde dazu geführt, die Zersplitterung durch Zusammenlegung der Grundstücke zu verhüten und den Bau des Hofes inmitten des Geländeblocks vorzunehmen. Wenn dies auch in vielen Fällen von der Grundherrschaft eingeleitet wurde, so haben doch die freieignen Höfe, welche sich im Gegensatz zu den abhängigen Herren-, Kirchen- und Klosterlehen die stolze Bezeichnung „Sonnenlehen" beilegten, das gute Vorbild dazu gegeben. Allerdings setzte die Vereinödung schon um 1550 ein, nahm aber erst im 17. und 18. Jahrhundert einen solchen Aufschwung, daß ein einziger Feldmesser von 1686 bis 1702 allein im Bezirke Kempten 32 kleinere Orte vereinöden konnte.

Die Kultur des Dorfes.

Als eine politische Erscheinung ist das Dorf in unseren Gesichtskreis getreten, von der aus sich die verschiedenen Abwandlungen stammesartlicher und geographischer Art herausgebildet hatten. Eine schöne Welt ist es, die wir rückschauend noch einmal vor unserem Auge vorüberziehen lassen, die aber mit allen Wandlungen unserer Kultur nicht gleichen Schritt gehalten hat, sondern im Vergleich zur Stadt oft erheblich zurückgeblieben ist. Das ist nicht zufällig. Hat die Stadt vor dem Dorf das

Bewegliche voraus, das sie befähigt, viele Neuerungen leicht aufzunehmen, so stießen diese auf dem Dorfe auf den Widerstand zäher Überlieferungen, die nur langsam zu überwinden waren und auch das Neue einheitlich umformten. So bildete sich ein Gegensatz heraus, welcher namentlich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die Stadt von der großen allgemeinen Entwicklung abdrängte, während das Dorf trotz aller Beeinflussungen einer neuen Zeit sich wesentlich treu bleiben mußte, weil seine wirtschaftliche Grundlage fast unverändert blieb. Die Stadt vertauschte den uralten stolzen Begriff des eigenen Hauses mit dem des beweglichen Eigentums; das Dorf aber hielt ihn fest und bewahrte damit eine Grundlage, auf der alle Kulturregungen, alle Eigenart in dem Charakter des Dorfbewohners sich in ihren Besonderheiten entfalten konnten. Die Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen Wohn- und Siedelungsform einerseits und dem Charakter des Menschen andererseits, d. h. zwischen Bodenbeschaffenheit, Landschaftsbild und dem Bewohner sind so innige, daß sie die meisten Kulturerscheinungen beeinflussen. Das Liebig'sche Wort: „Was die menschliche Gesellschaft zusammenhält oder auseinandertreibt und die Nationen und Staaten verschwinden und mächtig macht, dies ist immer und zu allen Zeiten der Boden gewesen, auf dem der Mensch seine Hütten baut", dieses treffliche Wort wird kaum so gut belegt wie durch den Unterschied zwischen dörflicher und städtischer Kultur.

In der Organisation des Dorfes haben wir die ursprüngliche Form eines politischen Zusammenlebens der Volksgenossen, innerhalb dieser jedoch in dem Hof die Grundlage für die Teilnahme an den Rechten und Pflichten dieser Organisation. Der Hof war die Wirtschaftseinheit, von der aus mannigfaltige Beziehungen zu dem geistigen Leben des einzelnen leiteten, die Dorfgemeinde jedoch der Ausgang für alle politisch-rechtlichen Formen, welche den einzelnen der großen Masse gleich interessierter Genossen eingliederte, welche mit anderen Worten den Stand der Bauern umgrenzte. Von diesen beiden Punkten laufen die Entwicklungslinien aus, welche die Art der bäuerlichen Kultur bedingten, welche teils nebeneinander hergingen, sich teils kreuzten, häufig aber sich zu ein und derselben Kulturtat vereinigten. Erst wenn die Freiheit des Hofes völlig vernichtet wird — wir haben dies im Osten kennen gelernt — dann verblassen auch die Kulturtriebe. Was aus älteren Zeiten übrig geblieben, verdorrt und wird

schließlich in seiner Bedeutung nicht mehr verstanden. In der Hoffreiheit, welche auch der Grundherr nur selten anzutasten wagte, waren die Rechte und Verbindlichkeiten der Dorfbewohner begründet. Von hier aus können wir alle Wandlungen verfolgen: von der Ausstrahlung der mit dem Eigentum verbundenen Rechte in das politische Leben hinein bis zu den Formen der Einschränkung des persönlichen Besitzverhältnisses, das nicht nur von den Grundherren, sondern auch von den Bauern selbst verschoben wurde. Alle Berechtigung haftet an Hof und Haus; selbst wenn mehrere in einer Hand vereinigt waren, vermehrte dies nur den wirtschaftlichen Besitz, nicht den politischen. Andererseits geht auch der mit dem Hof verbundene Vorteil leicht verloren, wenn der Berechtigte sich gegen die öffentliche Ordnung verging. In Hotzlar (Rheinland) wurde ein solcher Übeltäter, der ein schweres Verbrechen begangen hatte, von den Nachbarn ausgeschlossen, bis er die Tat gesühnt und wieder „geleyt erlangt" hatte. Dieses festgeschlossene Verhältnis zwischen dem Hof und der Dorfschaft war verlockend genug, um den Besitz eines Hofes zu erstreben. War dies doch in den Zeiten der Kolonisation der Hauptgrund für Hunderttausende der Besten unseres Volkes, nach dem Osten zu ziehen! Andererseits ist die Forderung, daß der faktische Besitz noch nicht zur Teilnahme an den Rechten zuläßt, sondern von der Zahlung einer bestimmten Summe an die Dorfgemeinde abhängt, die natürlich auch verweigert werden konnte, nur ein Ausdruck des mit der Zeit stärker werdenden Verlangens, diese Berechtigungen Unberufenen nach Möglichkeit zu verschließen. Namentlich im 17. Jahrhundert, als Tausende von verwilderten Existenzen durch Deutschland zogen, und die Bauern häufig gezwungen waren, solche notgedrungen als Einwohner und Helfer aufzunehmen, macht sich das Bestreben geltend, sie von den Rechten der älteren Gemeindemitglieder fern zu halten, selbst dann, wenn der frühere Inhaber des Hofes ihn an einen anderen abtritt. Schon 1600 lesen wir in einer süddeutschen Dorfordnung, daß, „wenn einer bey Inen seyn hus und heym verkouffe, das er damit syn Dorfrecht verwürkt habe". Wir sehen also auf der einen Seite ein starres Festhalten aller Rechte für den Hofinhaber, auf der anderen aber auch das Bestreben, sie den großen ungeteilten Höfen vorzubehalten. Daher die in weiten Gebieten West- und Süddeutschlands verbreitete Sitte des Minorats oder Majorats, welche das Gut ungeteilt dem jüngsten oder ältesten Sohn über-

geben läßt, während die anderen Kinder abgefunden werden oder als Gesinde auf dem Hofe bleiben. Freilich konnte die Erhaltung großer Bauerngüter dadurch nicht überall gewährleistet werden; fast das ganze Ausbreitungsgebiet fränkischer Stämme ist durch Kleinbauern besetzt; aber das Bestreben ist auch hier erkennbar, die Rechte nach der Größe des Besitztums abzustufen. Hausgenossen und andere kleine Leute werden geduldet, ihnen auch ein „schweinlein“ zu halten gestattet, aber keine Anrechte auf die Allmende zugestanden. In Westfalen, wo sich innerhalb der Bauerschaften verschiedene Besitzerschichten herausgebildet hatten, die sich als Meier, Halbmeier, Kleinkotter, Brinksitzer u. a. gruppierten, hatte jede ihre wohlverbrieften Dienste, Pflichten und Rechte innerhalb der Gemeinde; in Westfalen ist auch der Widerstand gegen das Eindringen fremder Elemente am stärksten gewesen. Auch erkennen wir die Vormacht des Bodenbesitzes darin, daß Gut, Weide, Gemeindeholz gleichmäßig, die Baulasten je nach dem Nutzen von den einzelnen Klassen übernommen wurden.

Auf diesem Grunde erwuchs die Kultur des Dorfes, die lange Zeit dem deutschen Wesen eine bestimmte Farbe gegeben hat, die unbewußt auch in den Städten zum Ausdruck kam, die hier aber — weil man sich des Zusammenhanges nicht mehr klar war — häufig abgelehnt wurde. Das kann um so weniger überraschen, als sich mancherlei unverstandenes Beiwerk selbst auf dem Lande verbreitet und erhalten hatte. In dem Maße, in dem sich die alten Freiheiten verflüchteten, blieben die inhaltlosen Äußerlichkeiten zurück, die schließlich zur Hauptsache und deshalb um so kräftiger festgehalten wurden. Aus den ehemaligen Gerichten wurden bloße Feldgerichte, die über Straßen, Wege, Maß, Gewicht und Feldpolizei verfügten, die die Grenzen berichtigten und veränderte Steine zurechtzurücken hatten, die aber jede dieser Handlungen mit einem umständlichen zeremoniellen Beiwerk umgaben. Wie das Feldgericht in Anlehnung an ein uraltes dunkles Herkommen unter freiem Himmel, auf dem Kirchhof oder unter der alten Gerichtslinde stattfand, so wurde auch die geringste Amtshandlung feierlich umkleidet. In der Dorfordnung von Insingen (1620) ist z. B. die Pflicht der „steiner und flurer“, d. h. der Grenzbeschauer, in nicht weniger als zehn Paragraphen recht umständlich angegeben.

Die Gemeindehäupter, Bauermeister, Schultheißen, Schulzen, in Süddeutschland oft Bürgermeister geheißen, sind die Träger des Gesamtwillens, die sich — so lange sie im Amte sind —

eines großen Ansehens erfreuen. Das Zeichen ihrer Würde, der Schulzenstab, der Hammer, die Kriwule, der Brief oder das Kerbholz gehörten darum zu den geheiligten Einrichtungen des Dorfes, die dem Nachfolger feierlich mit der Dorfordnung — und bisweilen mit dem Stundenglas — übergeben wurden.

In die Gemeindeversammlung hatte sich auch der letzte Rest der alten Volksfreiheit geflüchtet, um hier wenigstens in den Formen das ehemalige Ansehen zu bewahren. Der Geist kriegerischer Wehrhaftigkeit war mit dem Aufkommen der Grundherrschaft langsam abgestorben; aber er trieb in Äußerlichkeiten noch kräftige Reiser. Noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts kam der Bauer in Württemberg in Wehr und Waffen zur Gemeindeversammlung, was allerdings nach den Bauernkriegen verboten wurde und im Schwaben- und Sachsenspiegel auch Ausdruck gefunden hatte. Nur im Osten lebte eine Spur der alten Wehrhaftigkeit nach, wenn der deutsche Bauer im 16. Jahrhundert unter der Bedingung belehnt wurde, daß er zu redlichem Dienst mit Hengst und Harnisch „nach diß lands gewohnheit, zu allem herferten, Reisenn, geschreien und lanthweren“ verpflichtet sei, während im Westen nur der Ausdruck „Wehrfester“ noch an die Vergangenheit erinnert. In den peinlichen Ordnungen, nach denen die Versammlungen geleitet wurden, in den Vorschriften über Kleidung, Gesten und Redewendungen erhob sich dagegen die Form um so höher, je weniger die Tagung für das Leben im Dorfe zu bedeuten hatte. Noch im 19. Jahrhundert fand in Holstein eine Gemeindeversammlung statt, bei der in feierlichen Formeln und Gesten über die minderwertigsten Gegenstände verhandelt wurde.

Sind dies auch alles verkümmerte Formen eines einst an den Besitz geknüpften größeren Wirkungskreises, so blieb doch unter dem Einfluß des am Boden haftenden Interesses aller Gemeindemitglieder eine klare Erkenntnis der notwendigen Unterordnung unter den Willen der Gesamtheit oder ihres zeitweiligen Vertreters. Nirgends erscheint der auf gesellschaftliche Ordnung gerichtete Sinn des deutschen Volkes so klar wie in der Autorität, welche es seinen selbstgegebenen, in grundherrlichen Dörfern allerdings auch aufoktroyierten, Ordnungen zum Ausdruck brachte. Scharf tritt dies hervor, wenn der Widerstand eines einzelnen die erprobte Ordnung zu durchbrechen versuchte. Vielfach genügte schon die Drohung, das Feuer auf dem Herde auszugießen und einen Graben um das Haus des Übeltäters zu ziehen, um den Widerstand zu brechen. Aber umgekehrt

finden wir doch wieder, daß dies nur das äußerste Mittel an die Hand gab, weil der Hof eine Schranke war, die nur schwer zu übersteigen war. Es war, als wollte man jeden einzelnen, der seinen Hof aufgeben wollte, erst umständlich durch allerlei Zeremonien auf die Folgen dieses Schrittes aufmerksam machen, wenn man die peinlichen Ordnungen liest, die über eine solche Besitzübergabe in den Weistümern niedergelegt waren. Selbst die Grundherrschaft machte vor dieser Schranke halt, indem sie den Zins nicht aus dem Hause holen durfte, sondern ihn durch das Gatter — daher der Name „Gatterzins" — empfangen sollte.

In den Volksspielen, namentlich in den Lauf- nnd Kraftspielen, welche wie in Friesland beim Klotschießen, in Salzburg beim Rangeln, ganze Dorfschaften in die Schranken riefen, hat sich das System der freiwilligen Unterordnung bis in die Gegenwart hinein erhalten, in ernsterer Weise auch in den Burschenschaften, welche einst — in Siebenbürgen noch heute — die Jungmannschaft für den Wert gegenseitiger Hilfe vorbereiteten. Auf dem Dorfe, wo jeder an der Freude und dem Leid des anderen teilnimmt, hat sich diese Teilnahme in den Notnachbarn zu einem ganzen System herausgebildet. So heißen in Ostfriesland die nächsten (meistens sechs) Hausnachbarn rechter und linker Hand. Durch ein stilles Übereinkommen sind sie verpflichtet, sich in allen freudigen und ernsten Angelegenheiten zur Seite zu stehen, eine Verpflichtung, die sicher nicht auf dem Papiere stehen blieb, sondern auch offenes Eintreten für den Schwachen nach sich zog. Ein schönes Beispiel wird aus dem westfälischen Dorfe Großenbreden berichtet, wo kurz nacheinander Mann und Frau mit Hinterlassung zweier unmündiger Kinder und ohne Verwandtschaft starben. Da traten die Meier zusammen und übernahmen der Reihe nach ohne Entgelt sämtliche Feldarbeiten bis zur Volljährigkeit der Kinder. An anderer Stelle wieder sehen wir, wie selbst im 17. Jahrhundert, als tausende von Landstreichern Deutschland durchzogen, ihnen mindestens ein Nachtlager gewährt werden mußte.

Auf der Grundlage des engen Gegenseitigkeitsverhältnisses steht auch das Rechtsempfinden des Bauern. Es ist unmittelbar mit seiner Umgebung verknüpft und hat sich aus den historischen Schichten entwickelt, die er in vielen Gewohnheiten des Dorfes noch vor Augen hat, und die er wie die Schnecke ihr Gehäuse durchs Leben schleppt. Ein ideelles Sachenrecht, wie es die römische Gerichtspflege ausgebildet hatte, konnte auf dem Dorfe nicht

heimisch werden, ja es war nicht einmal vorteilhaft, weil es über das Verständnis der engbegrenzten Dorfwelt hinausging. Die Notwendigkeit, persönliche Wünsche zugunsten der Gesamtheit zu unterdrücken, die sie auf anderem Wege zu befriedigen suchte, war zu offenbar, als daß darüber Meinungsverschiedenheit herrschen konnte. Das fand seinen Ausdruck in dem feierlichen Gebaren, das jede Gerichtsverhandlung aus dem Alltagsleben heraushob, das die Verhandlung in altmodischer Sprache führen und die Träger des Rechts wie eine Verkörperung der Vergangenheit erscheinen ließ. Selbst in den trübsten Tagen der Leibeigenschaft erhielt sich diese Heiligkeit des Rechts, das allerdings nur eine beschränkte Wirkung hatte. Eine gewisse Scheu erfüllte selbst die Grundherrschaft, die weder selbst noch durch ihre Beamten eingreifen konnte oder höchstens nur auf Grund rein örtlicher Entwicklung. Im schlimmsten Falle verdichteten sich die Gegensätze in den Rechtsanschauungen zwischen dem Grundherren und dem Dorfe zu einem offenen Konflikt, der zwar schließlich eine — in den meisten Fällen dem Bauern ungünstige — Entscheidung brachte, aber die Anschauungen nicht ändern konnte. Auf der einen Seite stand das kodifizierte, aus einer einseitigen Entwicklung hervorgegangene Territorial- und Verwaltungsrecht, auf der anderen die feierliche Form mündlicher Überlieferung, die in den Dorfordnungen nicht immer den klarsten Ausdruck gefunden hat. Daraus erklärt sich die Hartnäckigkeit des Kampfes um den Wald, oder mindestens um die Benutzung des Waldes, den der Grundherr häufig durch eine Jahrhunderte alte Forderung beanspruchte, während der Bauer diesem Verlangen ein ebenso altes überliefertes Recht entgegenstellte, das aber durch die Benutzung eine gewisse Grundlage erhalten hatte. Im 19. Jahrhundert, in dem der Richter nach geschriebenen Grundlagen für seinen Entscheid suchte, schnitt der Bauer dann meistens schlecht ab, weil er am wenigsten an eine schriftliche Feststellung seiner Ansprüche gedacht hatte. Aber sein Rechtsbewußtsein ist dadurch nicht geschwächt worden, wenn er sich auch dem äußeren Zwange beugen mußte. Immer wieder wallte es auf und versuchte, durch neue Prozesse das ihm fehlende Verständnis für die formale Rechtsprechung zu gewinnen, was ihm von Kurzsichtigen als Prozeßwut angerechnet wurde. Unverrückbar wie der Boden, den er bebaute, stand das Rechtsgefühl des Bauern auf der Organisation seines Dorfes, das ohne Anteil an der Dorfmark nicht existieren konnte. Wie

klar er dies erkannte, bezeugen die 12 Artikel, mit denen die Allgäuer Bauern 1525 ihre Forderungen vertraten, die nichts mit dem wilden Kommunismus der späteren Raubzüge zu tun hatten, sondern nur die Berücksichtigung der natürlichen Grundlagen des Dorfes; Wiesen, Äcker, Wald, Vögel, Fische, Wildbret und die Ordnung der Leistungen verlangten. Die Verhältnisse wollten eine andere Lösung; aber die Erinnerung an eine gute alte Zeit blieb unbewußt erhalten, wenn auch oft nur in der heiligen Scheu, mit der der Bauer die Denkmäler seiner eigenen Gerichtspflege, die Bäume, Malstätten, Gerichtsstühle hütete oder durch geheimnisvolle Sagen verklärte. Ja, weil ihm der Frevel an sich so ungeheuerlich erschien, daß er mit irdischer Buße kaum gesühnt werden konnte, suchte er die volle Sühne je nach der Schwere des Falles auch im Jenseits, wo den diebischen Müller, den Grenzstein-Verrücker und den sich gegen göttliche Gebote Vergehenden eine ewige Strafe ereilt. Schon die Sonntagsarbeit wird, wie es viele Sagen erkennen lassen, zu den unsühnbaren Vergehen gerechnet.

Ein Teil dieser Anschauung ist allerdings aus dem religiösen Empfinden hervorgegangen. Von Hause aus ist der deutsche Bauer, wie jedes mit der Natur in enger Berührung gebliebene Volk, religiös. Der größte Teil des Jahres begünstigte einen unmittelbaren Verkehr mit der Natur, mit ihren Wohltaten und Störungen, die den Sinn auf ein höheres Wesen lenkten und den Landmann für eine sinnende Betrachtung empfänglich machten. Trat er aus dem Dunkel seines Hauses heraus in die Natur mit ihrem ewigen Wechsel und Werden, dann empfand er sie in ihrer ganzen vollen und einheitlichen Größe. Da murmelte das fließende Wasser von alten Tagen, da raunte der Wald wundersame Geschichten von einem fernen, jenseitigen Leben, da keimte, wuchs und reifte die Frucht unter dem Auge des Säenden heran, da wechselten Sonnenschein und Regen, Wärme und Kälte, Tag und Nacht, und aus all diesen stets und stetig sich aufdrängenden Betrachtungen wuchs jene tiefe religiöse Demut heraus, die den Landmann begleitete von der Wiege bis zur Bahre. — Das religiös-sittliche Bewußtsein ist im allgemeinen erst recht spät durch systematische Unterweisung in der christlichen Glaubenslehre geweckt worden; aber es war unbewußt da, bevor die Kirche gebaut und die Predigten gehört wurden. Aus der gläubigen Hingabe an die göttliche Offenbarung, die noch von dem innigen Naturgefühl der Urzeit durchdrungen war, hatte sich erst mit der Renaissance und dem

Humanismus die eigentliche Andacht als eine konzentrierte Disziplinierung des Empfindens herausgebildet. Hierbei schoben sich aber so viele neue Vorstellungen in den schlichten Kreis der angestammten Überlieferung, daß auch das Selbstverständlich-Sittliche häufig erschüttert wurde und immer wieder eingeprägt werden mußte. So forderte die Dorfordnung von Wolpertshausen: „Vor allen Dingen sollen alle Gemeinsleut Gott den Allmächtigen vor Augen haben; sein heilig Wort mit brünstiger Andacht hören; Kinder, Knecht und Mägd fleißig zur Kirch und Schule schicken; auch allerhand erschreckliche und verdammliche Laster, als Gotteslästerung, Verachtung seines Worts, Haß, Feindschaft, Unzucht und dergleichen Sünd und Schanden nach äußerstem Vermögen meiden und fliehen und sonderlich durchaus nicht mehr gestatten, daß Knecht und Mägd in einer Kammer schlafen" u. s. f. Was hier mahnend gefordert wird, war früher selbstverständlich und von der ganzen Scheu einer geheiligten Überlieferung getragen.

Nach dem dreißigjährigen Kriege ging das natürliche Empfinden vollends in die Brüche. Man hat das Gefühl, als ob die vielen Gebote und Verordnungen, in denen von heimlichen Tänzen, heidnischen Gebräuchen, von dem Spuk der Frau Holle und anderen Genossen die Rede ist, diese erst aus den halbvergessenen Erinnerungen des Volkes wieder an das Licht gezogen hätten. Es kämpfte offenbar in unserem Volke das alte schlichte Naturgefühl mit einer religiösen Sehnsucht einen Kampf, der durch die Schwenkung nach der Seite der Sage und des Aberglaubens allmählich zu einem Frontwechsel führte, während dieser neue Gegner immer mehr seine, ehemals aus dem lebhaften Naturgefühl gewonnenen Züge veränderte und zu äußerlichen Verzerrungen erstarrte. Das trat fühlbar auf dem Lande zutage, wo das geistige Leben nach dem dreißigjährigen Kriege immer mehr entschwand und das kirchliche Bedürfnis sich um so energischer in festen Linien formte. Ein finsterer Aberglaube bemächtigte sich der Gemüter; er umkleidete die noch vorhandenen, heidnischen Elemente mit christlichen Ranken und haftete darum um so fester unter den Leuten; aber er gab ihnen auch etwas, was sie vorher in diesem Maße nicht hatten, er gab ihnen P o e s i e. Der Inhalt der Taufe ist das Bekenntnis einer bestimmten Weltanschauung, ein Kulturakt, der eine ganze Reihe von Tatsachen umschließt, die das Verhältnis des einzelnen zur Gesamtheit, zum Weltall, zum Jenseit regelt. Nicht immer stand damit eine reingeistige Auf-

fassung im Zusammenhange; es lebte vielmehr noch aus der Vorzeit Tage eine ganze Welt von Schädlingen und Unholden, die einem jungen Menschenleben nachstellten. Kann man darum jene Handlungen ohne weiteres verwerfen, welche sich von der Wiege bis zur Bahre durch das ganze Gebiet unserer Volksbräuche ziehen und den Schutz des einzelnen in einer, dem Volksgeiste verständlichen Form zu vermitteln suchten? Auch hier lebte neben einer verworrenen und unklaren Überlieferung eine reinere, symbolisch reiche Gemütswelt, hinter deren lautem, oft allzu lautem Ausdruck, sich häufig sinnende Mahnung verbarg.

Es ist immer dieselbe zwischen der Freude des Augenblicks und einer dunklen Zukunft schwankende Empfindung, welche sich durch Brauch und Glauben des Landmanns zieht, welche Gesang, Spiel und Tanz, die vielen Feste des Jahres, besonders Fastnacht, Ostern, Pfingsten, den Johannestag (Sonnenwendtag), die heiligen zwölf oder Rauhnächte und andere Tage mit besonderen Wirkungen ausstattete. Welch eine ernste Sinnigkeit liegt doch in der Bestimmung, daß die Kirchwege sollten breit genug sein, um ein Brautpaar und eine Totenbahre einander ausweichen zu lassen! So zieht es sich durch die ganze festliche Welt unseres Bauern. Aus dem gesamten Ton dieser Gebräuche spricht das Bekenntnis, daß die Feste nicht ursprünglich eine äußerliche Form bilden, hinter der sich die Verneinung der täglichen Arbeit versteckt, sondern daß sie eindringliche Zeiger auf dem Zifferblatt des Einzellebens sind.

Die inhaltreichste Handlung im Menschenleben, die Hochzeit, die im Bauerntum äußerlich eine durchaus materielle Grundlage hat, läßt trotzdem ihre tiefe Bedeutung in allen Zügen hervortreten. Schon in der Einrichtung des Brautwerbers kündet sich an, daß die Eheschließung neben ihrer Bedeutung für die Beteiligten auch eine öffentliche Angelegenheit ist — welche über den Sippenverband hinausgehend — auch für das Dorf wichtig genug ist, um von allen, in abgestufter Wirkung selbst von den Bettlern, gefeiert zu werden. Der Landmann stirbt nicht für seine Familie allein; sein Tod wird auch den Tieren, vom Rind an bis zu den Bienen, verkündet; er reißt zugleich eine Lücke in die Dorfgemeinde, die mit dem Alten auch ein Stück Vergangenheit begräbt. Freilich mischt sich in Äußerungen der Trauer schnell genug auch die Erkenntnis der Notwendigkeit des Geschehens, dieselbe klare Erkenntnis, die auch den rüstigen Mann in das Altenteil getrieben, die seinen Sohn einst dahin setzt, wie es schon die Vorfahren

als eine Notwendigkeit erkannt hatten, zu bestimmter Zeit sich von der Wirtschaft zurückzuziehen. Auf dem Dorfe sterben die Geschlechter dahin; aber die Institution bleibt. Zu eng ist der einzelne mit ihr verknüpft, als daß er sie durchbrechen könnte und möchte, oder sich durch weichliche Klage bloßstellen würde. Läuten aber die Glocken zum Totenfest, zu Allerseelen, dann zögert bei ihrem Klange der eherne Schritt der Zeit, dem man ja so freigebig die Vernichtung alter Anschauungen zuschreibt, um die Vergangenheit dem einzelnen wieder aufleben zu lassen. Dann wandert das Dorf hinauf zum Friedhof, der so oft im Schatten des Dorfkirchleins liegt, um hier eine stille Zwiesprache mit dem Verstorbenen zu pflegen wie in alten Tagen, da der Schmerz und die Freude noch laut in die Öffentlichkeit hineindrangen.

Will man das Leben auf dem Dorfe in seinen manchmal großen Härten begreifen, dann muß man das Verhältnis zum Tode verstehen lernen. Der Bauer glaubt an eine Auferstehung, nicht weil sein Leben sonst nur Mühe und schwere Arbeit gewesen, sondern weil auch der Verstorbene nicht ganz außerhalb des dörflichen Wirkungskreises steht. Die Sagen und Geschichten erzählen es ja, daß dieser oder jener, dessen Rechnung bei dem Tode nicht ganz stimmte, noch eine Verbindung mit den Lebenden sucht; sie buchen die guten wie die schlechten Taten; sie umranken selbst die Erzeugnisse modernsten Geistes, wie in jener Erzählung von dem toten Lokomotivführer in Brandenburg, der noch heute scheltend seinem Zuge folgt. Gläubig vernimmt es das Gemüt des Volkes, wenn sich die verstorbenen Geschlechter in finsteren Nächten auf der Dorfflur begegnen oder im düstern Laube geheimnisvoll zuraunen. Das braucht durchaus nicht immer eine lebensfeindliche Tendenz zu haben, die zumeist nur in den städtisch redigierten Spukgeschichten hervortritt. Vielmehr ist es vielfach nur der poetische Reflex örtlicher Ereignisse, der hier in einer leicht verständlichen Fassung erscheint. Häufig genug durchgeistert eine Vergangenheit von schönerem Gehalt, als die jeweilige Gegenwart sie bietet, diese Traumwelt des Gemüts. Die verwunschene Prinzessin, versunkene Schätze, allerlei gute Geister stehen dem Alf, dem Werwolf und dem Teufel entgegen, der gar zu gerne ländlichen Stätten seinen Pferdehuf aufdrückt. Wie weiß auch der Volksmund zu strafen, wenn er eine Ungebühr geißelt, wie den harten Stolz des habgierigen Bauern, der dafür dem Teufel verfallen ist! Auch unsere Dichtung arbeitet ja mit denselben Vorstellungen, die aber hier

nur abgeblaßte Erinnerungen sind, während sie auf dem Dorfe noch vielfach auf dem Boden realer Tatsachen stehen, die darum tief ergreifen, weil sie mit der naiven Empfänglichkeit der Volksseele aufgenommen werden.

Gewiß hat auch ihre Verzerrung, wenn sie mit unverstandenen abergläubischen Vorstellungen belastet ist, oft eine häßliche Form angenommen; dies ist aber weniger eine Wirkung von Gemütsroheit und Unklarheit als der allgemeinen Verhältnisse. Auch die alten Feste und Gebräuche: Hochzeit, Spinnstube und anderes haben sich veräußerlicht. Bereits in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts beginnt infolge neuer wirtschaftlicher und politischer Verhältnisse der Umschlag des alten Inhalts. Die ehemaligen Freiluftvergnügungen des Bauern zogen sich mehr und mehr in das Haus zurück, namentlich in das schon im 15. Jahrhundert in den Dörfern nachweisbare Wirtshaus, wo natürlich Schnaps und Bier immer breiteren Raum beanspruchten. Nur die Umzüge bewahrten noch lange den alten Inhalt, wenn auch bei ihnen Essen und Trinken nicht unwesentliche Ergänzungen waren. Ja, wenn wir alle Anordnungen überblicken, die in den Weistümern gegen diese Maßlosigkeit hervortreten, wenn wir auch einzelner zorniger Gedichte und Predigten gedenken, deren allerdings nicht ganz vorurteilslose Verfasser gegen das Prassen der Bauern vom Leder ziehen, dann scheint dieses ein altes Dorflaster zu sein, das uns um so unangenehmer auffällt, als es keinen Unterschied zwischen einer Gerichtsverhandlung, einer Hochzeit oder einem Leichenschmause macht. Betrachten wir jedoch diese Schmausereien im Zusammenhange mit den Sitten ihrer Zeit, gedenken wir, daß Speise und Trank bei allen gesunden Menschen eine notwendige Ergänzung festlicher Ereignisse sind, dann erscheint dies um so weniger roh, als die Dorfordnungen oft genug selbst die Grenze dieser Schmausereien und Trinkereien angeben. Die Ordnung der württembergischen Gemeinde Kupfer und des Michelfelder Tales ermahnt die Dorfgenossen angelegentlichst, bei Verkäufen das erlöste Geld nicht zu vertrinken, sondern zu der Gemeinde Nutzen zu verwerten. Nebenbei enthüllt uns diese gleich einer großen Anzahl von Ordnungen, welche gerade das Ausgeben der Bußen nach den Gerichtstagen für Trinken verbieten, daß man die Buße weniger als Strafe des einzelnen, denn als Vorteil der Gesamtheit bewertete. Seit sich der Bauer von den vielen Errungenschaften der städtischen Kultur — namentlich der geistigen — ausgeschlossen sah, fehlte

ihm vielfach — nicht immer! — der Maßstab für die Grenze seiner Temperamentsausbrüche. Namentlich in Süddeutschland, wo eine größere Beweglichkeit heimisch war, mußte es oft verboten werden, daß sich die Bauern schmähten, freventlich der Lüge ziehen oder schlugen, eine Erscheinung, die jedoch erst vom 16. Jahrhundert an häufiger wird und zweifellos den Erschütterungen der Bauernkriege zuzuschreiben ist. Solche Mißbräuche stellen sich überall ein, wo die Spannung zwischen Arbeitsenergie und Lebensfreude nicht mehr in einem natürlichen und wirtschaflichen Gegenseitigkeitsverhältnisse steht.

Auf Grund dieser Verhältnisse ist auch die Spinnstube, der alte Mittelpunkt der dörflichen Geselligkeit, der die winterliche Ergänzung der sommerlichen Angerfeste war, entartet. Sie war lange Zeit ein wesentlicher Bestandteil im bäuerlichen Leben; aber sie ist schließlich wie vieles andere dem Ansturm einer neuen Zeit erlegen. Schon die Dorfordnung von Gailenkirchen in Württemberg (1611) verdammt ihre Ausschreitungen ebenso wie andere Gebote, in denen klar hervortritt, daß man das bäuerliche Geselligkeitsleben obrigkeitlich (Gailenkirchen war ein Schw. Hall untertäniges Dorf) einzuschnüren suchte durch sittliche Anordnungen, die der einfache Mann nicht verstehen konnte. Die Sittlichkeit ist, wie wir es aus vielen Zeugnissen wissen, dadurch keineswegs gehoben worden, daß man die Spinnstuben mit Verordnungen drangsalierte oder auch schloß. Die Verrohung ist zweifellos, aber sie war nicht in der alten Einrichtung begründet, sondern in dem rationellen, verflachenden Geist der Zeit, der auch vor der Spinnstube nicht halt machte. Dazu kam noch die gewaltige Erschütterung durch Gewerbe und Verkehr. Bis in das 19. Jahrhundert hinein hatte der Bauer seine Bedürfnisse fast alle selbst gedeckt, Leinen gepflanzt und Wolle bearbeitet, gewebt, gesponnen, gefärbt, geschneidert, seine Lebensmittel gezogen, Ackerwerkzeuge, Geschirr und Wagen, Töpfereien hergestellt, Leder gegerbt, Seife gekocht, stellenweis auch Raseneisenstein geschmolzen und geschmiedet, sein Haus mit Hilfe von Nachbarn erbaut und ausgestattet, kurz er hatte sich eine Kenntnis vieler gewerblicher Tätigkeiten erworben, die ihn von der Stadt unabhängig machten und den Spinnstubenabenden auch den Charakter gegenseitiger Arbeitsvermittelungen gaben. Denn häufig mußte die größere Geschicklichkeit des einen dem andern zur Verfügung stehen, der wiederum ihm mit seinen Talenten half. Das ist anders geworden, seit die Stadt wohl-

feiler liefern konnte, die Zollschranken sanken und der Verkehr auch in den entferntesten Winkel noch Erzeugnisse trug, die sonst im Hause selbst entstanden waren. Jetzt sinkt die gute Wirkung der Spinnstube; es ist nicht mehr die Arbeit selbst, welche durch Sang, Sage und Scherz unterbrochen wurde, sondern die letzteren nehmen einen immer breiteren Raum ein, bis sie schließlich zur Hauptsache wurden. Die Geselligkeit überwand die Arbeit und trieb durch eine Überschätzung ihres Wertes einer äußerlichen Form entgegen, die sich immer einstellt, wo die erstere nicht mehr auf dem natürlichen, gesunden Grunde der Arbeit selbst steht.

Diese Hausgewerbe haben auf der anderen Seite bewirkt, daß sich jene Einheitlichkeit in der Kunst- und Bauweise des Dorfes herausbilden konnte, die uns so oft erfreut. Wenn es auch genug gewerblich ausgebildete Handwerker gab — in Westfalen war es gar nichts Seltenes, daß ein Glied der bäuerlichen Familie ein Gewerbe wie Radmacher, Wagener usw. erlernte und doch auf dem Hofe blieb —, so war schon durch die Kenntnis der verschiedenen technischen Vorgänge eine gewisse einheitliche Auffassung gewährleistet. In den mittleren und südlichen Bergländern finden wir darum einen größeren Reichtum der Trachten, einen schnelleren Wechsel der Hausformen und gesteigerte Lebhaftigkeit der Formen und Farben. Aber auch hier ist das Temperament gezügelt durch das Herkommen und durch die ausgleichende Macht des dörflichen Handwerks. Gewiß hatte sich in dem landwirtschaftlichen Betrieb eine größere Arbeitsgliederung ausbilden können, bei welcher der Schmied, der Stellmacher und der Maurer, der häufig auch der Zimmerer war, eine bestimmte Arbeit leisteten, für die sie ererbte und langjährige Übung, und noch mehr der Besitz der immerhin sehr wertvollen Werkzeuge befähigten; aber ihre Kunst war vorgezeichnet durch das, was das Herkommen bestimmte, war beschränkt durch eine sichere Arbeitsweise und durch die Benutzung der selbsterzeugten oder von der Heimat dargebotenen Materialien. Selbst der Arbeitsbetrieb durch die „Stör“, in der sich der Handwerker bei dem Bauern zur Leistung bestimmter Arbeiten gegen Verpflegung und einen verabredeten Gesamtlohn verdingte, war um so mehr an ein altes Herkommen gebunden, als dieses den Bauern in den Stand setzte, die Leistung abzuschätzen.

In vielen Fällen, besonders bei der Tracht und dem Hausbau, kam noch eine Kontrolle durch die Dorfordnungen selbst hinzu, welche Ausschreitungen verhüteten. Der Zaun wie das Haus und

das Gehöft unterliegen diesen durch Erfahrung und gesunden Blick gewonnenen Bestimmungen. Da finden wir bis in das einzelnste gehende Angaben über die Wege, über den freizulassenden Raum zwischen den Gebäuden, über die Dorfplätze, Kirchhöfe und Anger. Die Zahl und die Größe der zum Bau benötigten Hölzer, selbst Einzelheiten wie Tor, Schwelle, Schornstein, Verschluß, Gatter und vieles andere sind festgelegt. Ziehen wir noch in Betracht, daß nach denselben Quellen, die stellenweis bis in das 19. Jahrhundert hinein wirksam blieben, eine regelmäßige Schau, und gegebenenfalls eine Buße durch die Bauernrichter, für die Beibehaltung des Alten sorgten, dann können wir es begreifen, daß ein Sprung in eine neue Gestaltungswelt so gut wie unmöglich war.

Im Zeitalter der Freizügigkeit ist natürlich diese festgefügte Ordnung nicht mehr aufrecht zu erhalten gewesen. Für das Dorf selbst ist dabei nicht viel gewonnen, wohl aber viel verloren worden. Die Trachten, welche ja unmittelbar mit dem Hausfleiß zusammenhängen, sind verschwunden, die malerischen Bauernhöfe oft genug entstellt worden. Es ist hier wie mit der dörflichen Kultur überhaupt: Was sich als Ergebnis von Kräften zeigte, die heute zum Teil unwirksam sind, war trotz aller Einschränkung gut; was indessen die neue Zeit brachte, ist zumeist unschön und vielfach ungeeignet. Man braucht dabei nicht zu übersehen, daß auch Verschwendung, Prunksucht und Eitelkeit auf dem Dorfe durchaus nicht unmöglich waren; aber sie konnten sich nur in großen Dörfern und durch das Zusammendrängen der Höfe — besonders aber durch die Nähe einer Stadt entwickeln. Es ist das leicht erklärlich, weil der Bauer durch den städtischen Einfluß seine innere Selbständigkeit verlor. Er war Dörfler und wollte doch häufig auch äußerlich ein Städter sein. In der Wirkung ist es schließlich dasselbe, ob er die bäuerliche Selbständigkeit durch den Verlust seiner Freiheit oder durch die Verlockungen seiner städtischen Nachbarschaft verlor. Dort gezwungen — hier freiwillig: das Ergebnis war die Aufgabe des bäuerlichen Selbstbewußtseins. Diese Wechselwirkung wird auffallend belegt durch die Tatsache, daß in derselben Zeit, in der der Bauer seine Freiheiten verlor, er auch anfing, an der tollen Ausgelassenheit Gefallen zu finden, welche die Lieder der Minnesänger und später die Maler des Bauernlebens schildern. Im 19. Jahrhundert ist es der in der Nähe der Großstadt reich gewordene Bauer, welcher in den Erzählungen unseres schreiblustigen Zeitalters eine Rolle

spielt. Gibt es wohl einen eindringlicheren Hinweis auf den Zusammenhang zwischen der dörflichen Umwelt und dem Ackerbauer?

Doch wollen wir damit nicht schließen. Die wahre Kultur ist nicht vom Gelde abhängig, sondern von der Arbeit. Und diese ist dem Dörfler stets in reichlichem Maße zugemessen gewesen; aber es war eine Arbeit, die mehr als jede andere Herz und Sinne gesund erhielt, die indessen auch für die Kultur erträgnisreich war. Seit Schreiben und Lesen auch auf dem Dorfe heimisch geworden sind, sind viele Anregungen erfolgt, die nicht immer auf ihren wahren Wert erkannt wurden. Indessen haben sie doch auch den Sinn wieder in die Vergangenheit gelenkt und in den Werken der Wohlfahrtpflege den Anschluß an Kulturwerke ermöglicht, die einstmals aus anderen Quellen fließend ein Eigentum des Dorfes waren.

Das Dorf am Ende des 19. Jahrhunderts.

Ein Rück- und Ausblick.

Am Anfange der deutschen Geschichte stand, wie wir gesehen haben, das deutsche Dorf. Was uns aus seiner Frühzeit berichtet wird, ist nicht viel, aber das wenige genügt, um uns seine wirtschaftlichen, kulturlichen und politischen Formen als eine Heimstätte der Tugenden erscheinen zu lassen, von denen einst der Römer Tacitus mit einem gewissen Neidgefühle berichtete. Mit seinen dürftigen, aber durchaus wohlwollenden Nachrichten, die wie Morgenrot den Beginn unserer Volksgeschichte umleuchten, haben wir zugleich einen Maßstab gefunden, um die Entwicklung unseres Dorfes bis in die Gegenwart abzumessen, in der sich anscheinend wichtige Veränderungen vollziehen. Wie im Anfange seiner Geschichte glühen auch heute noch die Umrisse des Dorfes wieder in rötlichem Scheine; aber wir empfinden das Licht vielfach als Untergangsröte, und schwermütige Gedanken steigen dabei auf für den, der das Dorf mit geschichtlichem Blick zu betrachten weiß. Die bedeutsame Stellung in der deutschen Kultur, welche das Dorf ehemals einnahm, von der aus die Festigung unseres nationalen und politischen Lebens ausging, ist von ihm aus auf eine jüngere Tochter — auf die Stadt — und von dieser auf die jüngste Enkelin — die Industrie- und Großstadt übergegangen. Zwar erhebt sich auch Widerspruch gegen diese Einwertung der modernen Stadt; aber er ist *anscheinend* von selbst erledigt durch die

zögernde — fast widerwillige — Einfügung des Dorfes in den neuzeitlichen Entwicklungsgang. Und doch ist diese zögernde Haltung in der Geschichte des Dorfes selbst begründet; sie ist nicht nur seine Stärke, sondern auch die Grundlage unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens, das unbekümmert um geschichtliche Verhältnisse oft genug einem erträumten Neuland zueilen will. Es kommt dabei auch der tiefe Gegensatz zur Geltung, der in den beiden hervortretenden Siedelungsformen unseres Vaterlandes: in der Stadt und dem Dorfe, sich als eine gegenseitig ergänzende Kraft geäußert hat, allerdings mit dem Unterschiede, daß der städtische Organismus heute jenen älteren äußerlich in den Schatten gestellt hat, und daß man in weiten Kreisen dem Dorfe nur eine gewisse Übergangsfrist gestatten will, um es später ganz in den Bannkreis städtischer Kultur zu zwingen. Neben dem ruhelosen Durcheinander der in den großen Städten angesammelten Kräfte versinkt die Welt des Dorfes mit ihrem stillen Leben und ihrer langsamen Entwicklung, mit ihrer schlichten Natürlichkeit und bodenständigen Kunst. Unaufhaltsam — so *scheint* es! — geht es mit ihr zu Ende, weil die zentralisierenden Neigungen unserer Zeit den Blick von den Kulturkräften des Dorfes abgelenkt und zu der Vorstellung geführt haben, daß die schlichte Schönheit unserer alten Dörfer stimmungsvoll erhöht ist durch den Gedanken an eine untergehende Kultur. Und wenn wir uns erinnern, daß eine nach Jahrhunderten zählende Zeit hinter uns liegt, in der so ziemlich alles, was das Dorf und das bäuerliche Leben umschließt, von Stillstand, Beschränkung und schroffer Ablehnung aller neuen Gedanken überwuchert wurde, dann sind viele — auch im Dorfe selbst — geneigt, in dem anscheinenden Absterben einen naturnotwendigen Vorgang zu erkennen und zu übersehen, daß die wirksam strebenden Kräfte des dörflichen Organismus zwar etwas gedämpfter arbeiten, daß sie aber noch lange nicht verdorrt sind.

Wir verstehen es heute, daß während eines vollen Jahrhunderts wirtschaftliche, politische und geistige Strömungen vorwiegend von der Stadt ausgehen konnten; aber wir haben auch mehr und mehr gelernt, die starken Kulturkräfte des Dorfes in dem Maße zu schätzen, in dem die schwächlicheren unter dem erstarrenden Hauche einer lediglich verstandesgemäßen Bildung dahinsanken. Nur zu der naheliegenden Forderung konnten wir uns im allgemeinen noch nicht entschließen, städtische und dörfliche Einrichtungen auf ihren Ursprung und auf ihre Entwicklung hin zu

prüfen; wir haben uns vielfach damit begnügt, moderne Einrichtungen ohne weiteres auf das Dorf zu übertragen, wenn sie sich in der Stadt bewährt hatten. Erst seit wir sehen mußten, daß in Gewohnheit, Erwerb und Sitten immer mehr fremdartige, nicht immer bessere, Einflüsse zur Geltung kamen, da erwachte auch der Widerstand gegen diese verallgemeinernde Tendenz. Wir betrachten diese Wandlungen jetzt, nachdem wir sie mit einer starken Einbuße an dem Charakter unserer Dörfer haben bezahlen müssen, etwas historischer und suchen dieser Entwicklung, die sich mehr und mehr einer rein materiellen Auffassung unseres öffentlichen Lebens zugewandt hat, zu steuern.

Beschleunigt und vertieft ist diese Erkenntnis durch die Wahrnehmung, daß eine ungezügelte Industriekultur gar zu leicht den nationalen Boden unter sich verliert, und durch das sichtbare Bild der Verheerungen, die eine gedankenlose, mechanische Übertragung städtischer Formen auf das Land im Gefolge hat. Wo der Bauernhof sich einst so einheitlich und künstlerisch seiner Umgebung einfügte, daß wir erst hier wieder bodenständige Bau- und Kunstweise haben kennen lernen können, sind ungemütliche, akademisch steife und nichtssagende Vorstadt- und Fabrikhäuser hingesetzt, die wir heute — wo wir uns in künstlerischen Fragen von einem feineren Taktgefühl leiten lassen — als unvornehm, unecht und geschmackverderbend ablehnen müssen. Die malerischen Linien der Dorffluren, die mit Berücksichtigung aller natürlichen Bildungen des Geländes durch Raine und Hecken überzogen waren — ein deckender Schutz unserer Vögel! — sind vielfach ganz ohne Zweck und Sinn begradigt, die Sträucher und das Buschwerk, welche keinen unmittelbaren Nutzen abwarfen, zum Teil beseitigt und schließlich auch die Dorfbewohner auf die oberflächliche Tageskultur dressiert worden, die das bedruckte Papier in immer wechselnden Bildern über das Land flattern ließ. Berge, Gewässer und Wälder, an denen ein starkes Heimatgefühl emporwuchs, sind durch Bauwerke, die, wie viele Aussichtstürme, nur einem flüchtigen Tagesgenusse dienen oder durch aufdringliche Reklametafeln entstellt. Sie sind einer wirtschaftlichen Ausnutzung überliefert, die häufig von fernen Kapitalsmittelpunkten aus geleitet wird und mit der natürlichen Bearbeitung des Landes nichts zu tun hat, die keine Schonung des Überlieferten kennt, sondern nur den einen Grundsatz hat: Verdienen, so lange es geht, solange die Natur noch etwas herausgeben kann. So sind viele unserer Bergabhänge

durch Steinbrüche angetastet, unsere Wälder, die so unendlich viel zur Heranbildung des deutschen Gemütes beigetragen haben, durch den niemals auswachsenden Jungwald oder den Kahlhieb verödet; die Flüsse, welche in natürlichen Windungen langsam dem tiefsten Punkte zustrebten, sind häufig aus ganz unzulänglichen Gründen in schnellfließende Abflußrinnen umgewandelt, in denen sich an Stelle wiegender Baumkronen und malerischer Gehöfte oft genug nur Fabrikschlote spiegeln. Und in die Ruhe des ländlichen Lebens ist Unrast gekommen, die für das Feiertägige im Menschenleben, für Kunst und andere Gemütsbedürfnisse nur wenig übrig hat, die durch Musikautomaten und den aufdringlichen Lärm vorüberjagender Vergnügungen in einem schreienden Gegensatz zu der großzügigen, aber stillen und stimmungsvollen Natur des Landes steht.

Nun wird man selbstverständlich nicht alles ablehnen wollen, was eine neue Zeit auch für das Dorf und seine Bewohner im Gefolge hat. Eine intensivere Bewirtschaftung hat andere Werkzeuge und andere Arbeitsmethoden ins Dorf geführt. Viele der alten poetischen Dorffeste haben sich als Familienfeste in das Haus zurückgezogen; die Technik baut Häuser für Mensch, Tier und Ernte nach neuen verbesserten Grundsätzen; die allgemeine Volksbildung und der Verkehr, welcher in die entlegensten Winkel hineinlugt, haben den geistigen Horizont erweitert, alte verknöcherte Anschauungen sind überwunden; selbst der bäuerliche Wirtschaftsbetrieb hat sich vergrößert und neue — vereinzelt auch industrielle — Wurzeln geschlagen; eines aber ist im großen und ganzen dasselbe geblieben: das ist unser Land in seinen verschiedenen Gestaltungen, welche für die Siedelungsformen noch immer dieselben Maßstäbe geben wie einstmals, da auch die Stadt von ehedem sich denselben unterordnete. Ein riesengroßer Kasernenbau stört dieses Verhältnis an sich noch nicht; erst wenn er allein oder inmitten der Bauerngehöfte aufragt, schlägt er jedem gesunden Empfinden von Maß und Takt ins Gesicht.

Das Verderbliche der gegenwärtig herrschenden, auf das Äußerliche gerichteten Anschauung liegt darin, daß wir unser Land nicht mehr als die unvergeßliche Heimat betrachten, in der wir leben und gehaltvolle Freuden eines kurzen Daseins genießen, die uns auch in die Ferne als teure Erinnerung folgt, sondern als eine Anhäufung von Naturschätzen, die wir restlos aufbrauchen dürfen — ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit, auf die Vergangenheit, ohne Rücksicht auch auf die Zukunft. Das Dorf ist

in diesen Strudel des Niederganges schon seit vier Jahrzehnten hineingezogen und dadurch seines heimatlichen bodenständigen Charakters entkleidet, der durch seine wirtschaftliche, politische und kulturliche Vergangenheit geschaffen wurde. Wir bauen in dem Dorfe nicht mehr für uns und unsere Nachfahren, wie es unsere Altvordern uns in ihren sinnigen Hausinschriften mahnend sagen, sondern für den Augenblick. Was dieser an „Kunst" gebiert, ist, weil es häufig aufdringlich wirkt, bei dem flüchtigen Wechsel der Anschauungen bald wieder langweilig geworden, sodaß unsere Sinne stumpf werden müssen und wir das Neue, das sogenannte Praktische, das überdies in der Regel noch sehr teuer ist, als einen kläglichen Ersatz tieferen Kunstbehagens hinnehmen müssen.

Wir brauchen es nicht zu verkennen, daß die Formen, welche die Stadt für sich und für die in ihr wirkenden wirtschaftlichen Kräfte geschaffen hat, keineswegs unbedingt der dörflichen Kultur entgegenwirken; sie beginnen ihre verhängnisvolle Tätigkeit erst dann, wenn sie wahllos auf das Dorf übertragen werden, wo andere Beziehungen, andere Verhältnisse und in einem gewissen Sinne auch andere Menschen eine wesentlich verschiedene Behandlung bedingen. Denn das wird aus dem Vorangegangenen erkennbar sein, daß das deutsche Dorf neben der Stadt ein selbständiger politischer und wirtschaftlicher Organismus ist, der seine eigenen Wurzeln, seine eigenen Kräfte und darum auch seine besondere Entwicklung hat. Es sei nur an die Stellung des Hofes in unserer Kultur erinnert, die dem Besitzer das tiefe — für die ruhige Weiterentwicklung aller Verhältnisse so wichtige Pflicht- und Verantwortungsgefühl gibt, während gerade dieses einer großen Anzahl der Stadtbewohner durch den Mangel an Besitz und einer ständigen Wohnstätte abhanden kommen und sie so häufig utopistischen Bestrebungen entgegentreiben mußte.

Schon ihre äußere Gestaltung sollte es nahelegen, daß Stadt und Dorf nach Geschichte und Bedürfnissen verschiedene Anlagen auf dem Boden unseres Vaterlandes sind, die keineswegs durch Übertragung der Vorzüge der einen auf die andern gewinnen können. Dort geschlossene Baublöcke mit großen Verkehrsstraßen, steinernen Steilwänden und verhältnismäßig geringen gärtnerischen Unterbrechungen, hier weit auseinanderstrebende Gehöfte, die den alten Baugrundsatz der Einzelsiedelung auch in der geschlossenen Anlage durch breite Straßen und große Wirtschaftshöfe noch bewahrt haben; ferner Straßen, die weniger dem Durchgangsverkehr als

dem Verkehr von Haus zu Haus dienen. Auf dieser Grundlage hat sich das bäuerliche Bauwesen entwickelt, welches in seinen Gehöften, Kirchen und Wegen, Gärten, Zäunen nur weiter gepflegt zu werden braucht, um das malerische Bild des deutschen Dorfes auch für die Zukunft zu retten.

Allerdings wollen wir uns nicht verhehlen, das manches, was uns lieb und teuer ist, vergehen muß, weil die Voraussetzungen der alten Form nicht mehr vorhanden sind, daß auch viele Dinge sich ändern müssen, weil die Gegenwart ihre eigenen Forderungen stellt. Gesundes Leben heißt Änderung, denn nur im Wechsel zeigt sich eine Entwicklung. Was wir heute als vollendete Erscheinung sehen, ist in sich wieder ein Zusammenwachsen von Gewesenem und Gewordenem.

Die Dorfflur, welche durch eine immer weiter greifende Zerstückelung der ursprünglichen Feldeinheiten und durch einen familienhaft eingeschränkten Wirtschaftsbetrieb einen malerischen Anblick bot, hat durch die notwendig gewordene Aufhebung des Flurzwangs, durch Anlage neuer Wege, durch Änderung der Kulturpflanzen und durch die Benutzung rationell arbeitender Maschinen häufig anders aufgeteilt werden müssen. Das müssen wir hinnehmen; aber wir können verlangen, daß die Eigenart des Geländes, sein Baum- und Heckenschmuck nicht unter allen Umständen als gerade Linie unnatürliche Teilungen herbeiführen. Der gerade Weg ist nicht immer der kürzeste, wenn ihm dabei die schönen Bäume, die ehrwürdigsten Erinnerungen zum Opfer fallen wie bei Verden an der Aller, wo das berühmte Blutfeld, auf dem der Sage nach Karl der Große 4500 Sachsen hat hinrichten lassen, durch die Separation in ein gleichgültiges Saatfeld umgewandelt ist, und wo aus diesem Grunde die volkstümliche Erinnerung bald ausgerottet sein dürfte. Zu schnell hat man Moltkes schönes Wort vergessen, daß die Örtlichkeit das von einer längst vergangenen Begebenheit allein übrig gebliebene Stück Wirklichkeit ist. Wenn auch der Erntewagen einige Minuten früher zum Hofe gelangt, so kommt das Volksempfinden zu kurz, das gern bei den Denkmälern seiner geschichtlichen und ethischen Erinnerungen verweilt. Der Wald, den man durch die Aufhebung der Allmende oft zerstückelt und abgeschlagen hat, war — wie man das häufig erst nachträglich und unliebsam erfuhr — neben seinem natürlichen Stimmungswert auch oft das Rückgrat des wirtschaftlichen Gedeihens.

Wenden wir den Blick von der Flur zum Dorfe selbst, so sehen wir auch hier, daß die Notwendigkeiten des modernen Lebens zu anderen Gestaltungen drängen. Das Bauernhaus wird, wenn es auch die Trennung von Wohn- und Wirtschaftsräumen noch nicht streng durchgeführt hat, in der Annäherung an diesen Zustand manches einbüßen müssen, das zu dem poesievollen Bilde altdörflichen Lebens gehört. Und sollte selbst das trauliche Strohdach einstmals verschwinden müssen, so werden wir uns damit zufrieden geben und uns nach anderen Dacheindeckungen umsehen. Weder die Form noch das Material ist das, was die schlichte Schönheit des Dorfes ausmacht, sondern die Wahrheit und die Anpassung an die Natur. Indessen ist dem Drängen der Polizei und der Versicherungsgesellschaften gegenüber zu bedenken, daß in Holland, wo der Schornstein schon längst eingeführt ist, gerade das Strohdach zu einer architektonisch und technisch gelungenen Form ausgebildet ist, und daß man in England, wo man zwischen geschichtlicher Überlieferung und praktischem Neuen verständig zu vermitteln weiß, sich noch lange nicht zur Aufgabe des Strohdaches hat entschließen können.

Mit den Veränderungen im Äußeren unserer Dörfer vermindert sich auch die Empfindung des Bauern, der Herr auf eigenem Boden zu sein; der Zug nach der Stadt — genährt durch die Entstellung des Landes — hat den uralten stolzen Begriff des Eigenhauses mit dem des beweglichen Eigentums vertauscht. Und weil die Bewegung in immer stärkerem Maße der Stadt zustrebt, darum sind alle Maßregeln zu ihrer Bekämpfung wieder aus Voraussetzungen erwachsen, die von hieraus richtig waren, für das Dorf aber keine guten Folgen hatten.

Aus all diesen Erwägungen, die sich leicht weiter ausspinnen ließen, erhellt mindestens, daß das Dorf ein Organismus ist, der nicht mit Maßregeln fortentwickelt werden kann, die sich für städtische Verhältnisse eignen. Das Dorf ist als eine der Grundlagen deutschen Staatslebens das Ergebnis von Jahrhunderten, die langsam die Einzelheiten aufeinander geschichtet haben. Eine Geschichte des deutschen Dorfes wird darum auch für die Gegenwart nur dann von Werte sein, wenn sie nach Möglichkeit alle Fäden verfolgt, die von der Urzeit an durch seine Entwicklungsstadien laufen. Sie wird um so wertvoller, je mehr sie die einheimischen Fäden von den fremden scheidet.

Literatur.

Allmers. Marschenbuch. Berlin 1861.
Arnold. Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme.
Brentano. Gesammelte Aufsätze, Bd. 1.
Bröring. Das Saterland.
Dühne. Geschichte des Kirchspiels Badbergen und der Bauernschaft Talge im Fürstentum Osnabrück 1870.
Gothein. Die Hofverfassung auf dem Schwarzwald.
Gothein. Bilder aus der Kulturgeschichte der Pfalz.
Grupp. Niedergang des norddeutschen Bauernstandes seit der Reformation.
Guradze. Der Bauer in Posen.
Haff. Geschichte einer ostalemannischen Gemeinlandsverfassung. Augsburg 1906.
Hagelstange. Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter. Leipzig 1898.
v. Haxthausen. Agrarverfassung des nördlichen Deutschland.
Heerwagen. Die Lage der Bauern zur Zeit des Bauernkrieges in den Taubergegenden. Heidelberg.
Klingner. Sammlungen zum Dorf- und Bauernrechte.
Knapp. Der Bauer im heutigen Württemberg nach seinen Rechtsverhältnissen vom 16. bis 19. Jahrhundert.
Knapp. Grundherrschaft und Rittergut. Leipzig 1897.
Knapp. Über Wesen und Entwicklung der Grundherrschaft im südwestlichen Deutschland.
Loersch. Die Weistümer der Rheinprovinz.
v. Maurer. Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung.
v. Maurer. Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland. Erlangen 1863.
Meitzen. Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und der Ostgermanen. Berlin 1896.
Memminger. Zur Geschichte der Bauernlasten mit Beziehung auf Bayern. Würzburg 1900.
Möser. Osnabrückische Geschichte. Osnabrück 1768.
Nordhoff. Haus, Hof, Mark und Gemeinde Nordwestfalens. 1890.
v. d. Osten. Geschichte des Landes Wursten. Bremerhaven 1900.
Rabe. Die Lüneburger Heide und die Bewirtschaftung der Heidhöfe. Jena 1900.
v. Rakowski. Entstehung des Grundbesitzes im 15. und 16. Jahrhundert in Polen. Posen.
Rhamm. Dorf und Bauerhof im altdeutschen Lande.
Schiber. Die fränkischen und alemannischen Siedelungen in Gallien.
Weyhe. Bauerngut und Frondienste in Anhalt. Halle 1899.
Wiese. Das Kirchspiel Schönkirchen. Schönkirchen 1886.
Wittich. Altfreiheit und Dienstbarkeit des Uradels in Niedersachsen. Stuttgart 1896.
Wittich. Grundherrschaft in Nordwestdeutschland. Stuttgart 1896.
Wittich. Die ländliche Verfassung Hessens im 18. Jahrhundert. Darmstadt 1899.

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. PAUL HINNEBERG

In 4 Teilen. Lex.-8. Jeder Teil zerfällt in einzelne inhaltlich vollständig in sich abgeschlossene u. einzeln käufliche Bände (Abteilungen).

Die „Kultur der Gegenwart“ soll eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung unserer heutigen Kultur darbieten, indem sie die Fundamentalergebnisse der einzelnen Kulturgebiete nach ihrer Bedeutung für die gesamte Kultur der Gegenwart und für deren Weiterentwicklung in großen Zügen zur Darstellung bringt. Das Werk vereinigt eine Zahl erster Namen aus allen Gebieten der Wissenschaft und Praxis und bietet Darstellungen der einzelnen Gebiete jeweils aus der Feder des dazu Berufensten in gemeinverständlicher, künstlerisch gewählter Sprache auf knappstem Raume.

Teil I: Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete. 1. Hälfte. Religion und Philosophie, Literatur, Musik und Kunst mit vorangehender Einleitung zu dem Gesamtwerk.

Abt. 1. Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart.
Abt. 2. Aufgaben und Methode der Geisteswissenschaften.
Abt. 3. Außerchristliche Religionen.
Abt. 4. Die christliche Religion mit Einschluß der israelit.-jüd. Religion.
Abt. 5. Allgem. Geschichte der Philosophie.
Abt. 6. Systematische Philosophie.
Abt. 7. Die orientalischen Literaturen.
Abt. 8. Die griechische und lateinische Literatur und Sprache.
Abt. 9. Die osteuropäischen Literaturen und die slawischen Sprachen.
Abt. 10. Die deutsche Literatur und Sprache. Allgemeine Literaturwissenschaft.
Abt. 11. Die romanische und englische Literatur und Sprache.
Abt. 12. Die Musik.
Abt. 13. Die orientalische Kunst. Die europäische Kunst des Altertums.
Abt. 14. Die europäische Kunst des Mittelalters und der Neuzeit. Allgemeine Kunstwissenschaft.

Teil II: Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete. 2. Hälfte. Staat und Gesellschaft, Recht und Wirtschaft.

Abt. 1. Völker-, Länder- und Staatenkunde.
Abt. 2. Allgemeine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte.
Abt. 3. Staat und Gesellschaft des Orients.
Abt. 4. Staat und Gesellschaft Europas im Altertum und Mittelalter.
Abt. 5. Staat und Gesellschaft Europas und Amerikas in der Neuzeit.
Abt. 6. System der Staats- und Gesellschaftswissenschaft.
Abt. 7. Allgemeine Rechtsgeschichte.
Abt. 8. Systematische Rechtswissenschaft.
Abt. 9. Allgemeine Wirtschaftsgeschichte.
Abt. 10. System der Volkswirtschaftslehre.

Teil III: Die naturwissenschaftlichen Kulturgebiete. Mathematik, Anorganische und organische Naturwissenschaften, Medizin.

Teil IV: Die technischen Kulturgebiete. Bautechnik, Maschinentechnik, industrielle Technik, Landwirtschaftliche Technik, Handels- und Verkehrstechnik.

Von Teil I und II sind erschienen:

Teil I, Abt. 1: **Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart.** Inhalt: Das Wesen der Kultur: W. Lexis. — Das moderne Bildungswesen: Fr. Paulsen. — Die wichtigsten Bildungsmittel. A. Schulen und Hochschulen. Das Volksschulwesen: G. Schöppa. Das höhere Knabenschulwesen: A. Matthias. Das höhere Mädchenschulwesen: H. Gaudig. Das Fach- und Fortbildungsschulwesen: G. Kerschensteiner. Die geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung: Fr. Paulsen. Die naturwissenschaftliche Hochschulausbildung: W. v. Dyck. B. Museen. Kunst- und Kunstgewerbe-Museen: L. Pallat. Naturwissenschaftlich-technische Museen: K. Kraepelin. C. Ausstellungen. Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellungen: J. Lessing. Naturwissenschaftlich-technische Ausstellungen: O. N. Witt. D. Die Musik: G. Göhler. E. Das Theater: P. Schlenther. F. Das Zeitungswesen: K. Bücher. G. Das Buch: R. Pietschmann. H. Die Bibliotheken: F. Milkau. — Die Organisation der Wissenschaft: H. Diels. [XV u. 671 S.] 1906. Preis geh. *M.* 16.—, in Leinwand geb. *M.* 18.—

Teil I, Abt. 3, 1: **Die orientalischen Religionen.** Inhalt: Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker: Ed. Lehmann. — Die ägyptische Religion: A. Erman. — Die asiatischen Religionen: Die babylonisch-assyrische Religion: C. Bezold. — Die indische Religion: H. Oldenberg. — Die iranische Religion: H. Oldenberg. — Die Religion des Islams: J. Goldziher. — Der Lamaismus: A. Grünwedel. — Die Religion der Chinesen: J. J. M. de Groot. — Die Religion der Japaner: a) Der Shintoismus: K. Florenz, b) Der Buddhismus: H. Haas. [VII u. 267 S.] 1906. Preis geh. *M.* 7.—, in Leinwand geb. *M.* 9.—

Teil I, Abt. 4: **Die christliche Religion mit Einschluß der israelitisch-jüdischen Religion.** Inhalt: Die israelitisch-jüdische Religion: J. Wellhausen. — Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums bis zum Nicaenum (325): A. Jülicher. — Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche: A. Harnack. — Griechisch-orthodoxes Christentum und Kirche in Mittelalter und Neuzeit: N. Bonwetsch. — Christentum und Kirche Westeuropas im Mittelalter: K. Müller. — Katholisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: F. X. Funk. Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: E. Troeltsch. — Wesen der Religion und der Religionswissenschaft: E. Troeltsch. — Christlich-katholische Dogmatik: J. Pohle. — Christlich-katholische Ethik: J. Mausbach. — Christlich-katholische praktische Theologie: C. Krieg. — Christlich-protestantische Dogmatik: W. Herrmann. — Christlich-protestantische Ethik: R. Seeberg. — Christlich-protestantische praktische Theologie: W. Faber. — Die Zukunftsaufgaben der Religion und die Religionswissenschaft: H. J. Holtzmann. [XI u. 752 S.] 1905. Preis geh. *M.* 16.—, in Leinwand geb. *M.* 18.— Auch in 2 Hälften: 1. Geschichte der christlichen Religion. geh. *M.* 9.60, geb. *M.* 11.— 2. Systematisch-christliche Theologie. geh. *M.* 6.60, geb. *M.* 8.—

Teil I, Abt. 5: **Allgemeine Geschichte der Philosophie.** Inhalt: Die Anfänge der Philosophie und die Philosophie der primitiven Völker: W. Wundt. — Die orientalische Philosophie des Altertums, Mittelalters und der Neuzeit. Indische Philosophie: H. Oldenberg. — Semitische Philosophie: J. Goldziher. — Chinesische Philosophie: W. Grube. — Japanische Philosophie: J. Inouye. — Die europäische Philosophie: Altertum: H. v. Arnim. Mittelalter: Cl. Baeumker. Neuzeit: W. Windelband. [ca. 25 Bogen.] Preis geh. ca. *M.* 8.—, in Leinw. geb. ca. *M.* 10.—

Teil I, Abt. 6: **Systematische Philosophie.** Inhalt: Das Wesen der Philosophie: W. Dilthey. — Logik und Erkenntnistheorie: A. Riehl. — Metaphysik: W. Wundt. — Naturphilosophie: W. Ostwald. — Psychologie: H. Ebbinghaus. — Philosophie der Geschichte: R. Eucken. — Ethik: Fr. Paulsen. — Pädagogik: W. Münch. — Ästhetik: Th. Lipps. — Die Zukunftsaufgaben der Philosophie: Fr. Paulsen. [VIII u. 432 S.] 1907. Preis geh. *M.* 10.—, in Leinwand geb. *M.* 12.—

Teil I, Abt. 7: Die orientalischen Literaturen. Inhalt: Die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker: E. Schmidt. — Die ägyptische Literatur: A. Erman. — Die babylonisch-assyrische Literatur: C. Bezold. — Die israelitische Literatur: H. Gunkel. — Die aramäische Literatur: Th. Nöldeke. — Die äthiopische Literatur: Th. Nöldeke. — Die arabische Literatur: M. J. de Goeje. — Die indische Literatur: R. Pischel. — Die altpersische Literatur: K. Geldner. — Die mittelpersische Literatur: P. Horn. — Die neupersische Literatur: P. Horn. — Die türkische Literatur: P. Horn. — Die armenische Literatur: F. N. Finck. — Die georgische Literatur: F. N. Finck. — Die chinesische Literatur: W. Grube. — Die japanische Literatur: K. Florenz. [IX u. 419 S.] 1906. Preis geh. M 10.—, in Leinwand geb. M 12.—

Teil I, Abt. 8: Die griechische und lateinische Literatur und Sprache. Inhalt: I. Die griechische Literatur und Sprache. Die griechische Literatur des Altertums: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. — Die griechische Literatur des Mittelalters: K. Krumbacher. — Die griechische Sprache: J. Wackernagel. — II. Die lateinische Literatur und Sprache. Die römische Literatur des Altertums: Fr. Leo. — Die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter: E. Norden. — Die lateinische Sprache: F. Skutsch. 2. Auflage. [VIII u. 494 S.] 1907. Preis geh. M 10.—, in Leinwand geb. M 12.—

Teil I, Abt. 9: Die osteuropäischen Literaturen und die slawischen Sprachen. Inhalt: Die russische Literatur: A. Wesselovsky. — Die polnische Literatur: A. Brückner. — Die böhmische Literatur: J. Máchal. — Die südslawischen Literaturen: M. Murko. — Die slawischen Sprachen: V. v. Jagić. — Die neugriechische Literatur: A. Thumb. — Die ungarische Literatur: Fr. Riedl. — Die finnische Literatur: E. N. Setälä. — Die estnische Literatur: G. Suits. — Die litauische Literatur: A. Bezzenberger. — Die lettische Literatur: E. Wolter. [ca. 24 Bogen.]

Teil I, Abt. 10: Die romanische Literatur und Sprache. Inhalt: Die keltische Literatur: H. Zimmer, Stern u. Meyer. — Die romanische Literatur: H. Morf. — Die romanischen Sprachen: W. Meyer-Lübke. [U. d. Pr.]

Teil II, Abt. 5: Staat und Gesellschaft Europas und Amerikas in der Neuzeit. Verfasser: Fr. v. Bezold, E. Gothein, R. Koser, E. Marcks, Th. Schiemann. [ca. 30 Bogen.] Preis geh. ca. M 10.—, in Leinwand geb. ca. M 12.—

Teil II, Abt. 8: Systematische Rechtswissenschaft. Inhalt: Wesen des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler. — Die einzelnen Teilgebiete: Privatrecht. Bürgerliches Recht: R. Sohm. — Handels- und Wechselrecht: K. Gareis. — Versicherungsrecht: V. Ehrenberg. — Internationales Privatrecht: L. v. Bar. — Zivilprozeßrecht: L. v. Seuffert. — Strafrecht und Strafprozeßrecht: F. v. Liszt. — Kirchenrecht: W. Kahl. — Staatsrecht: P. Laband. — Verwaltungsrecht. Justiz und Verwaltung: G. Anschütz. — Polizei- und Kulturpflege: E. Bernatzik. — Völkerrecht: F. v. Martitz. — Die Zukunftsaufgaben des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler. [X, LX u. 526 S.] 1906. Preis geh. M 14.—, in Leinwand geb. M 16.—

B. G. Teubners Allgemeiner Katalog

gibt eine reich illustrierte, durch ausführliche Inhaltsangaben, Proben, Besprechungen eingehend über jedes einzelne Werk unterrichtende Übersicht aller derjenigen Veröffentlichungen des Verlages, die von allgemeinem Interesse für die weitesten Kreise der Gebildeten sind. Der Katalog liegt in folgenden Abteilungen vor, die jedem Interessenten und speziell den Käufern der Bändchen „Aus Natur und Geisteswelt" auf Wunsch umsonst u. postfrei vom Verlage B. G. Teubner in Leipzig übersandt werden:

1. Allgemeines (Sammelwerke, Zeitschriften, Bildungswesen).
2. Klassisches Altertum (Literatur, Sprache, Mythologie, Religion, Kunst, Geschichte, Recht und Wirtschaft).
3. Religion. Philosophie.
4. Geschichte. Kulturgeschichte. Kunst.
5. Deutsche Sprache und Literatur.
6. Neuere fremde Literaturen und Sprachen.
7. Länder- und Völkerkunde.
8. Volkswirtschaft. Handel und Gewerbe. Fortbildungsschulwesen.
9. Pädagogik.
10. Mathematik. Naturwissenschaften. Technik.

Vollständige Ausgabe.

